Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundzwanzigster Band.

Die Pflegetöchter. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Pflegetöchter.

Benno Barden, Augustens Sohn erster Ehe, wuchs auch heran. Sein Geist entfaltete sich auf eine Weise, die der sanften Mutter ein stiller Kummer war. Nie hatte sie ihm den wilden Ungestüm jugendlicher Lust, oder eine knabenhafte Thorheit zu verzeihen; er war ernst, stets für die Freude seiner Eltern bemüht, und bei dem weichsten Herzen, stark und beharrlich in der Ausführung einmal gefaßter Vorsätze. Es schien, als ob die Friedensengel, welche, ein himmlisches Geleit! Auguste umgaben, sich dem Dämon ihres ersten Mannes vermählt hatten, und aus dieser Vereinigung wäre die sinnige Seele Benno's und ein Gemüth hervorgegangen, dessen melancholischer Hang schon in frühester Kindheit zu bemerken war. Je älter Benno ward, desto mehr zeigte es sich, daß ihm das Leben nur als ein schönes Nachtstück erscheine; doch söhnten herrliche Eigenschaften den Beobachter des Knaben wieder mit dem Mangel an Frohsinn und Lebensfülle aus. Mit schwärmerischer Liebe hing er an dem väterlichen Lehrer, und ein Lächeln seiner Mutter war ihm der süßeste Lohn ausdauernder Mühen. Sein großes, schwarzes Auge schwamm oft während des Unterrichts in Thränen, wenn der Prediger, begeistert für seinen Gegenstand, von der Größe und Güte Gottes, von der heiligen Schönheit der Tugend, oder von

den Leiden sprach, welche die Sünde bereite. Sang Waller ein frommes Lied, so zitterten tiefe Klänge durch Benno's Brust, und das zarte Saitenspiel des Gemüths, für die reinste Harmonie gestimmt, rührten Geister der Wehmuth in Tönen, welche diese Welt nicht angehören. Das Mitleid war die herrschende Empfindung seines Herzens, und unabläßig führte er der wohlthätigen, immer zum Helfen willigen Mutter neue Gegenstände des Erbarmens zu. Wenn nun wiederum einer Noth abgeholfen, ein Elend gemildert werden konnte, so glänzte Benno's Gesicht wie verklärt, ein Strahl der Freude glomm in seinen dunklen Blicken, und Auguste schloß mit stolzen Gefühlen ihren Sohn an den mütterlichen Busen. Oft unterredete sie sich mit ihrem Manne über Benno's Zukunft, und äußerte dann die bange Besorgniß, daß ihm sein Lebensweg wohl schwer werden dürfte, weil er des leichten, harmlosen Sinnes ermangele, der flüchtig über die Dornen der Pilgerschaft hinweghelfe, während ein schwermüthiger Geist in das kleinste Ungemach versänke, und nichts als Wunden davon trüge. — Aber Waller tadelte diese Voraussorge seiner Gattinn und sprach: „Weißt Du, liebe Unzufriedene, denn nicht, daß die ewige Weisheit Jedem gab oder versagte, w i e und w a s ihm fromme? — Weißt Du ferner, wozu vielleicht unser Benno bestimmt sei? — Die Nachtviole prangt nicht wie die Sonnenrose, welche sich dem Lichte zuwendet; aber sie streuet lieblichen Duft in bescheidenes Dunkel aus. — Geduld, Beharrlichkeit und unerschütterlicher Muth, Schwierigkeiten zu besiegen, sind Tugenden, welche viel entschlossene Kühnheit, rasches Zufahren und überschätzte Kraft aufwiegen. Laß uns ihn g u t bilden, meine Auguste! und jeden edlen Trieb in ihm zur Vollkommenheit bringen, so weit wir es

vermögen; sein Glück aber wollen wir dem überlassen, der Freuden und Thränen mit gleicher Liebe, mit gleicher Gerechtigkeit vertheilt!"

Jahr an Jahr rollte vorüber. Die Schwalben nisteten an den Fenstern des gräflichen Schlosses und verklebten den Zierrath der Structur, die Spinnen webten ungestört in den Winkeln dieser stolzen Mauern, und auch die Zeit wob ihre Schleier, womit sie Wunden verbindet und traurige Rückblicke verhängt, daß sie uns milder erscheinen.

Graf Goldin hatte im ersten Jahre seiner Abwesenheit dem Prediger öfterer geschrieben. Jeder seiner Briefe beruhigte Waller und Auguste mehr über seine Seelenstimmung. „Gott sei Dank für unser vergeßliches Herz!" sagte dann Waller, wenn er ein solches Blatt gelesen hatte. Wie sehr die Freunde des Grafen nun auch hofften und erwarteten, daß der Lebensmuth desselben wiederkehren werde, so war ihnen dennoch die spätere Nachricht überraschend, daß er sich mit der Wittwe eines deutschen Edelmannes verheirathet hätte. Dieses Schreiben war von Neapel aus datirt, und enthielt noch mancherlei weit aussehende Anordnungen, welche errathen ließen, daß Graf Goldin vorläufig nicht an seine Rückkehr gedacht haben könne. Im Hause des Predigers nahm man zwar diese Nachricht mit billigem Erstaunen auf; aber auch als die sicherste Gewähr, daß der Zweck von des Grafen Reise erreicht sei, und er das Kleinod der Ruhe wiedergefunden habe, um es vielleicht besser als das erste Mal zu bewahren. Auguste seufzte zwar über diese Fähigkeit, sich zu trösten, gönnte sie ihm aber doch.

Da das Dorf seiner Gutsherrschaft so lange entbehrte, so vergaß man es nach und nach ganz, daß Pastors kleine Marie die Gräfinn Marie sei. Sie war so ganz das verjüngte Ebenbild ihrer schönen Mutter, daß es schien, als sei Clara noch einmal der Erde gegeben.

Den beiden Kindern, deren Seelen, rein wie Thautropfen, worin der Himmel wiederstrahlt, in einander flossen, ward eine Erziehung zu Theil, welche durch die heiligste Liebe, das reinste Beispiel, die strengste Wachsamkeit, zu den vortrefflichsten gezählt werden konnte. Das Pfarrhaus umschloß eine kleine Welt voll Glückseligkeit, und die Familie Waller führte ein genußreiches Stillleben. Mit der ersten Blüthe des Frühlings schloß sich das gemeinsame Herz Aller dem Entzücken auf, welches eine Weihe der Natur zu nennen wäre; das göttliche Gedicht der Nachtigall ward von diesen poetischen Menschen gefühlt. Die tanzenden Schneeflocken erregten bei Benno und Marie eine reinere Freude, als die erste Anzeige der Winterbälle bei den früh reifen Kindern der Stadt.

Der Besuch einer Schwester des Predigers, welche an einen Oberförster verheirathet war, und dicht an der Grenze von ****** in einem waldigen Revier lebte, war das einzige Ereigniß, welches alljährlich die häusliche Einsamkeit der Familie unterbrach. Die Oberförsterinn, eine wackere, tüchtige Frau, die ihren Bruder und seine Auguste herzlich liebte, und, selbst kinderlos, Benno und Marie als die Kinder ihres Herzens hielt, warnte ihre Schwägerinn doch jedesmal, den Stand der kleinen Gräfinn nicht ganz und gar zu vergessen. „Bedenke, liebe Gustel, setzte sie dann hinzu, „daß unser Töchterchen nur ein geliehenes Gut ist, das geschwind einmal — wer kann das wissen? — zurück-

gefordert werden könnte; und wenn Marie dann nur für eine beschränkte, einsame Sphäre gebildet wäre, so könnte sich das Trauerspiel von ihrer Mutter Schicksal wiederholen, und das Engelskind dürfte zu beklagen sein, dem wir doch jedes Glück des Lebens wünschen." Dies leuchtete der verständigen Auguste ein, und einige Tage nach der Abreise seiner Schwester gingen dem Prediger und seiner Frau jedesmal in sinnender Ueberlegung hin, wie Marie in den einfachen Verhältnissen, denen sie anvertrauet worden war, für eine anspruchsvollere Zukunft vorbereitet werden könnte, ohne die himmlische Unschuld, die ahnungslose Reinheit ihres Herzens zu gefährden. Man sann jedoch nichts heraus, als daß Waller mit um so größerem Eifer einige Talente Mariens auszubilden strebte, zu denen sie die glücklichste Anlage hatte. Aber die Natur hatte ihr jenen Adel der Seele, der Sitte gegeben, welche seinen höheren Rang behauptet, ohne es zu wissen. So wenig wie die Sonne eine Lilie bräunt, vermochte sie die blendende Haut des feinen Gesichtchens zu färben, und wie emsig sich auch die kleinen Hände zur leichteren Gartenarbeit drängten, sie blieben dennoch zart und schön.

Benno und Marie gaben ein holdes Bild geschwisterlicher Zärtlichkeit. Jedes Gefühl des Einen war die Empfindung des Andern, und die kindlichste Sympathie machte ihre Freuden, ihre kleine Schmerzen gemeinsam. Rührend war es zu sehen, wie so gern der ältere Knabe seine liebsten Beschäftigungen aufgab, um die kleine Schmeichlerinn mit einem Spiele zu vergnügen, und wie sie dann in dankbarer Fröhleichkeit seinen ruhigen Zügen ein heiteres Lächeln abgewann. Oft, wenn Auguste ihre beiden Lieblinge betrachtete, stiegen in ihrem Herzen leise Wünsche auf, welche jedoch ihr klarer

Verstand unterdrückte. — Waller sprach zudem öfters von der hohen Verpflichtung, welche sie hätten, Marie einst ohne andere Bande, als die unverfänglicher Anhänglichkeit, ihrem Vater und ihrem Stande zurückzugeben, daß Auguste wohl merken mußte, sie wäre von ihrem Manne errathen.

Als Benno sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verlangte Waller die Entscheidung für seinen künftigen Beruf von ihm, und gab, um es reiflich überlegen zu können, ihm einen Monat Bedenkzeit. Am Schlusse desselben erkärte Benno, er wolle Arzt werden. Augusten war diese Erklärung entgegen. Sie hatte andere Hoffnungen gehegt, und geglaubt, er würde den Beruf seines Pflegevaters wählen, um einst dessen Stütze in alternden Tagen, und der Nachfolger ihres Gatten zu sein. Auguste hatte sich dies unbeschreiblich lieblich gedacht, Träume der Zukunft mischten sich in den Genuß der Gegenwart, sie sah ein künftiges Geschlecht in den Räumen dieses Hauses, das so viel unbeneidetes Glück umfaßte.

Als der Prediger Benno's Entschluß geprüft, und ihn, dem Charakter des Jünglings gemäß, fest und unumstößlich gefunden hatte, brachte er ihn auf die Hochschule der Hauptstadt, daß er dort seine eigentlichen Studien beginnen und vollenden könnte.

Schmerzlich war Benno's Abschied aus dem väterlichen Hause. Waller segnete ihn mit frommem Ernst, und gab ihm weise Lehren zur Geleitschaft mit. Die Mutter war zu bewegt, um der Rede mächtig zu sein; thränend blickte sie zum Himmel auf, als übergäbe sie ihm die Führung des Lieblings ihrer Seele. Lange stand Benno vor Marien, Hand in Hand gedrückt, ohne sich losreißen zu können. Sein Bild zitterte in ihren Thränen, ihr Mund flüsterte

leise, treue Worte der unschuldigsten Liebe. Der Jüngling lächelte, als Marie ihn bat, daß er ihrer nicht vergessen möge. Der Prediger endete die Scene der Trennung mit dem tröstenden Versprechen, daß Benno zur Zeit der Ferien nach Wahlsen kommen könnte, und der Gedanke des Wiedersehens ließ einen versüßenden Tropfen in den herben Kelch des Scheidens fallen.

Mit Benno's Entfernung entfiel das erste Blatt aus dem vollen Kranze dieser stillen Freuden, der, ach! nur zu bald ganz entblättert werden sollte.

Wußte Marie auch, welchem Stande sie angehörte, sprach man ihr oft von dem abwesenden Vater und der Aussicht auf seine endliche Rückkehr, so fühlte sie sich doch nur in den beschränkten Verhältnissen der Gegenwart heimisch, und der Gedanke lag ihr fern, daß es jemals anders werden möchte. Sie kannte keine anderen Eltern, als diejenigen, von denen sie so zärtlich erzogen worden war, und daß Marie eine Schwester hätte, war ihr ein so entlegener Besitz, als eine Verwandtschaft in einer andern Hemisphäre; denn nie hatte eine Annäherung, weder schriftlich noch persönlich, zwischen beiden Kindern des Grafen Statt gefunden. Nur von ihrer Mutter trug Marie ein hehres Bild der Vollendung in ihrer Seele. Alljährlich, an Clara's Todestage brachte Auguste eine der Wehmuth geweihete Stunde in dem Grabgewölbe der verstorbenen Gräfinn zu. Hier, an dieser stillen Stätte, nur von der Ruhe bewohnt, vernahm Marie, welche Tugenden sie üben müsse, um sich würdig als Clara's Tochter zu beweisen. Wenn Auguste mit begeisterter Wärme von der verklärten Freundinn sprach, dann ergossen sich Schauer der Ehrfurcht in Mariens kindliche Brust, und sie fühlte das Wehen von dem nahen Geiste

ihrer Mutter. — Einst, an solch einem Tage, sagte Auguste mit glänzenden Blicken, nachdem sie lange über diesen Gegenstand geredet hatte: „Sieh, Marie! so war Deine Mutter! Deine Geburt, mein theures Kind, entriß sie dem Leben, für welches sie zu himmlisch gesinnt war, und Du begingst, schuldlos zwar, einen Raub an der Menschheit. Du bist ihr in Dir einen Ersatz schuldig, den Du nur dadurch geben kannst, daß Du gut werdest, wie die Selige war. Das Andenken an Deine treffliche Mutter veredele Deine Gefühle, lehre Dich Sanftmuth, stärke Dich im Dulden, wenn das Schicksal Dich durch Leiden prüfen sollte, und lenke Deine Blicke nach dem Himmel, wo alle edlen, verwandten Seelen sich eines ewig dauernden Vereins erfreuen werden. —“

Die Zeit näherte sich, wo Marie confirmirt werden sollte. Auguste sehnte sich dem Tage entgegen, an welchem sie die Tochter ihres Herzens als eine Braut Christi geschmückt sehen, und zum Bunde mit Gott einsegnen würde —; aber sie erlebte ihn nicht. Sie erkrankte wenige Tage vor dem Feste der Einsegnung, und ein leises, schönes Sterben, wie wenn ein Engel die Seele von ihren Banden gelöset hätte, vollendete ihr sanftes Leben.

Der Prediger heftete thränenlos sein Auge auf die geliebte Leiche; er hatte keinen Ton, kein Zeichen für seinen Schmerz. Doch Gott verstand ihn! Und der Geist vertritt mit unaussprechlichem Seufzen die Trauernden, welche betäubt von einer gewaltigen Schickung, den Helfer empfinden, der sich in Dunkelheit verbirgt. Die göttliche Kraft der Religion bewährte sich an dem armen Waller, und der Andere getröstet, entbehrte des Trostes nicht, der ihm von Oben kam. Sein Liebstes auf Erden war ihm dahin, des Daseins schönste Freuden waren ihm mit der Gattinn ge-

storben, die er den besseren Theil seines Wesens nannte; aber dennoch beugte er sich vertrauend unter den Willen des Unerforschlichen.

Marie fühlte an dem Sarge der geliebten Pflegemutter, die ihr das Vorbild weiblicher Vortrefflichkeit gewesen war, in deren mütterlichen Busen sie jeden Gedanken, jedes leise Befürchten, jeden keimenden Wunsch gehaucht hatte, ihr jugendliches Herz zerrissen. Es war der erste Verlust ihres Lebens und zugleich der größte. Sie glaubte ihn niemals verwinden zu können. Waller mußte sich über seinen Gram erheben, um das zarte Gemüth, des Kindes, das, gebeugt wie eine gebrochene Lilie, in tiefsinniger Schwermuth seinem Schmerze nachhing, in überirdischen Hoffnungen aufzurichten.

Der Tod hatte Augustens holde Formen nur sanft berührt, und auch erblaßt war sie noch schön. Den Sonntag nach der Beerdigung war Mariens Confirmation und das ganze Dorf war Zeuge von der Weihung der allgeliebten jungen Gräfinn. Das Mahl des Bundes aber ward Marien zur Stärkung ihres Glaubens an den, der die Auferstehung ist und das Leben! Und Thränen, der Thau einer Passionsblume — rollten in den heiligen Kelch.

Sowohl der Prediger als Marie hatten an Benno den Tod der Mutter geschrieben, und wie beruhigend es auch für Beide gewesen sein würde, wenn er für einige Zeit in die verödete Heimath hätte kommen können, so erlaubte die Regel seiner Studien doch diese freiwillige Unterbrechung nicht.

Ihn traf die Trauerpost, ohne daß er des Trostes genoß, an ein gleich verwundetes, mitleidiges Herz zu fallen, und auszurufen: Ach! was haben wir verloren! —

Graf Goldin segnete den Rath des Leibarztes. Er erholte sich schnell. Die milderen Lüfte Italiens weheten ihn an, und sein erstorbenes Gemüth öffnete sich allmählich dem Hauch der Hoffnung wieder. Sacht träufelte die Zeit ihren wunderthätigen Balsam in seine Herzenswunden und sie vernarbten, ohne daß er es merkte. Er athmete weit freier unter dem Strahl der fremden Sonne, und erwärmte sich daran für die Schönheit der Natur und Kunst. Nur etwas vermißte er schmerzlich, irgend eine vertraute Seele, der er sich mittheilen könnte, von der verstanden zu werden, er hoffen dürfte. Die Italiener, deren Sprache der Graf zwar mächtig war, zogen ihn nicht an, und überhaupt war das Talent, leicht bekannt zu werden, ihm versagt. Eben sprach das Bedürfniß der Mittheilung in ihm an, als er die ersten Merkwürdigkeiten Roms in Augenschein genommen hatte. Da trat Georg ein, froh, seinem Herrn gute, ersehnte Botschaft wie er wußte, bringen zu können. „Herr Graf," sagte er, „es sind Deutsche in unserm Gasthofe, ein alter kränklicher Edelmann mit seiner jungen, bildschönen Gemahlinn. Auch haben sie ein allerliebstes Kammermädchen, mit dem ich schon seit einer Stunde recht gut bekannt bin. Die Herrschaft ist aus dem Reich, Herr und Frau von Ravens."

Der Graf säumte nicht, sich diese Bekanntschaft so bald als möglich zu verschaffen, und fand in dem Herrn von Ravens einen Mann nach seinem Wunsch. Die Frau — ein zartes Wesen, durch eine Mischung von Sanftmuth und Frohsinn liebenswürdig, gewann dem Grafen ein flüchtiges Wohlgefallen ab — nichts mehr. Diese Bekanntschaft ward nun sehr lebhaft fortgesetzt, man war fast beständig beisam=

men, und ein gemeinschaftlicher Plan zur Weiterreise wurde entworfen, dessen letzter Zweck Neapel sein sollte.

Je näher nun Graf Goldin seine neuen Freunde kennen lernte, desto mehr fand er Ursache, den Zufall zu preisen, der seinem heißen Wunsche nach einem verhältnißmäßigen Umgange so volle Genüge geleistet hatte.

Der Herr von Ravens und seine Frau waren wirklich sehr ausgezeichnete Menschen. Der Graf wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, die vielseitige Bildung, den reichen Schatz der Kenntnisse des Mannes; oder den Verein schöner Talente, welche die Frau nach und nach vor seinen erstaunten Blicken enthüllte. Sie sprach das Italienische rein und geläufig, sie zeichnete schön, sie spielte die Guitarre als Meisterinn, und ihr Gesang tönte silberrein in die weichen Lüfte. Man hörte, daß künstliche Singschulen ihre Stimme gebildet hatten; und dennoch war und wollte Frau von Ravens nichts anders sein, als eine holde, anspruchslose Natur.

Man darf sich nicht wundern, daß sich der Graf in dieser Gesellschaft sehr gefiel, so, daß sie ihm bald unentbehrlich wurde. Allein bittere Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht, und je mächtiger er sich angezogen fühlte um desto vorsichtiger war er in den Aeußerungen seiner Freundschaft. Doch mit inniger Freude fand er als stiller Beobachter, daß sie seine Achtung nicht weniger wie seinen Beifall verdienten, und er ersetzte späterhin durch vertrauenvolles Hingeben die frühere Zurückhaltung.

Ein zarteres, aber sonderbareres Verhältniß als das, was zwischen dem Herrn von Ravens und seiner Frau waltete, hatte Graf Goldin nie kennen gelernt. Er, ein Funfziger bereits und sehr kränklich, wurde von der kaum fünfundzwanzigjährigen in Gesundheit und Lebenslust blühenden

Frau mit einer zärtlichen Innigkeit geliebt, mit unausgesetzter Aufmerksamkeit geschont und gepflegt. Die kleine Frau fühlte sich weder gekränkt noch beleidiget, wenn er ihre lieblichsten Schmeicheleien mit der Miene, als gebührten sie ihm, aufnahm, und mit nichts, als einem freundlichen Kopfnicken, oder einem Streicheln über die rothe Wange, oder über das braune, glänzende Haar vergalt. Es fiel dem Grafen auf, daß Herr von Ravens von seiner Frau nie anders sprach, als: „Meine Clotilde!“ sie selbst nannte er: „Mein gutes Kind!“ und nur zu den Domestiken gebrauchte er die schickliche Benennung: „Meine Frau!“

Der Graf schüttelte oft bedenklich den Kopf, wenn er erwog, wie eine so reizende Frau als Clotilde, zu allen Ansprüchen durch Jugend, Schönheit und Geistesbildung berechtiget, so freudig und gern das Loos eines alten und siechen Mannes theilte, ohne für so große Opfer durch die Genüsse des Reichthums entschädiget zu werden; denn diese Ravens lebten, wenn auch anständig, doch sehr eingeschränkt.

„Es muß doch seinen eigenen Grund haben —“ dachte der Graf, und dabei kam er auf den Gedanken, daß Herr von Ravens mit seinem ehrlichen Namen vielleicht die Schuld und Schande der schönen Clotilde bedeckt hätte. —

„Ich muß es zu erforschen suchen,“ sagte der Graf am Schlusse solcher Selbstbetrachtungen, „und wäre mein Argwohn ungerecht, Clotilde eben so rein und schuldlos, wie sie mir liebenswerth erscheint — ist Ravens nicht minder ein Mann von Ehre, als an die Beobachtung des feinsten Anstandes gewöhnt, dann — ja dann soll mein ganzes Leben eine lange Huldigung für diese seltenen Menschen sein — dann hätte ich im Garten der Hesperiden die goldene Frucht echter Freundschaft gefunden.“

Einstmals war der Graf mit Herrn von Ravens allein. Das Gespräch der Männer kam auf das weibliche Geschlecht, und Graf Goldin äußerte Grundsätze, welche er so schlimm nicht hatte. Er glaubte an keine Tugend der Frauen; doch entschuldigte er die Schwäche dieser weichen, reizbaren Geschöpfe, er entschuldigte selbst den Mann, der im Gefühle seiner Kraft und Ueberlegenheit dieser Schwäche Nachsicht angedeihen lasse. — Ravens ließ den Grafen ganz ausreden. Er heftete nur den erstaunten Blick, worin sich Tadel und Mitleid malten, durchdringend auf die Züge des Freundes. Dieser senkte das Auge zu Boden. „Sie müssen üble Erfahrungen gemacht haben, Graf Goldin!“ sagte er endlich, indem er aufstand und einen Gang durch das Zimmer machte. „Ich bin Ihrer Meinung nicht, Gottlob! ich darf es nicht sein, denn meine Clotilde ist ein Engel, ein reiner Engel des Lichts! — Freilich — auch Engel können fallen —“ hier horchte der Graf auf, „doch die Vorsehung wird ja, sollte mein Leben sinken, der Unschuld einen Beschützer erwecken! —“ Bei diesen Worten wendete Ravens sich in großer Bewegung gegen den Grafen. Thränen hatten sich in seinen matten, halberloschenen Augen gesammelt, er ergriff die Hand des Freundes und sagte: „Graf! die Begriffe von dem Unwerth und der Charakterlosigkeit der Frauen, welche Sie vorhin äußerten, sind Ihrer unwürdig! Ich wünschte wohl, daß es mir gelingen möchte, Ihnen eine andere Ansicht davon zu geben. Sollte ein Beispiel wohl hinreichend sein, Sie mit dem verlorenen Glauben an die Tugend dieses geschmäheten Geschlechts zu versöhnen? —“ Ravens setzte sich, um zu erzählen. Er begann.

„Der Vater meiner Clotilde war ein sehr angesehener und reicher Mann; ihre Mutter eine edle Frau, welche

sich nicht glücklich in der Verbindung mit ihm fühlte. Ein stiller, heimlicher Gram zehrte an ihrem Leben und sie starb, noch ehe ihr einziges Kind den süßen Mutternamen stammeln konnte. Nach Jahresfrist war ihre Stelle ersetzt; doch ihre Nachfolgerinn trat nicht in die Fußtapfen dieser Gerechten. Clotilde ließ man einer Wärterinn. Sie wurde ganz übersehen, als nach einigen Jahren ihre Stiefmutter eine Tochter gebar. Der Vater hatte zum großen Verdrusse der Dame eine unverkennbare Vorliebe für seine Erstgeborene, und als er sah, wie wenig Sorge auf ihre Erziehung verwendet wurde, vertraute er die versäumte Kleine seiner Schwester an, welche das Kind mit vieler Liebe in ihren Schutz nahm. Clotildens Tante war indeß sehr kränklich, und da sie Vermögen genug besaß, um ihre Unternehmungen darauf einrichten zu können, so befolgte sie den Rath der Aerzte und ging nach Italien. Seltsam! — jetzt fällt es mir zum ersten Male auf, daß die arme Clotilde bestimmt zu sein scheint, nur an der Seite eines Kranken dies schöne Land zu besuchen! — Hier war es, wo Clotilde sich jene Talente und Fähigkeiten aneignete, über welche ich Sie, mein bester Graf, so oft erstaunen sah. Die Tante, deren Herzblatt Clotilde durch das innigste Anschließen, und die ihr eigenthümliche, unwiderstehliche Zärtlichkeit geworden war, verwendete große Summen auf ihre Ausbildung, vergaß jedoch darüber nicht, ihr Herz mit den schönsten, weiblichen Tugenden zu schmücken. So blieb Clotilde demüthig und bescheiden. In Neapel starb die Tante, ehe sie ihren Willen, Clotilden ihr ganzes Vermögen zu hinterlassen, ausgeführt hatte. Die großen Besitzthümer der Erblasserinn fielen nun an eine andere Linie; denn Clotildens Vater war nur der Halbbruder der Tante gewesen.

„Meine Clotilde küßte dankbar den verblichenen Mund der theuren Wohlthäterinn und verließ nun, selbst verlassen — in Begleitung eines alten Bedienten, das Land, in welchem sie eine schönere Heimath gefunden hatte. Der treue Diener brachte das Fräulein wohlbehalten auf des Vaters Gut, und die achtzehnjährige Clotilde kam als ein Fremdling, um ein Almosen der Liebe flehend, auf der Schwelle des väterlichen Hauses an. Ihre Stiefmutter betrachtete die holde Erscheinung mit Neid und ungewissen Blicken; doch ließ sie dem Anstande sein Recht widerfahren. Der Vater Clotildens aber, der schon seit längerer Zeit kränkelte, nahm sein Kind mit Freudenthränen auf.“

„Jetzt hob die gewöhnliche Geschichte der Stieftöchter für Clotilde an. Sie war der Dame ein Dorn im Auge, und nach einem Jahre, worin Jene als der Gegenstand des giftigsten Hasses, der empfindlichsten Kränkungen alles erfahren, was auch ein lammfrommes Gemüth zur Gallsucht reizen müßte, sank ihr letzter schwacher Schutz dahin, ihr Vater starb.“

„Meine Güter gränzten an die Seinigen. Seit zwanzig Jahren war ich der Freund des Verstorbenen gewesen, und war unsere Art zu denken, zu fühlen und zu handeln, sich auch nicht immer gleich, so liebten wir einander vielleicht um desto mehr. — Ich war gegen die Wahl seiner zweiten Frau; er aber hielt sein Ohr meinen treuen Warnungen verschlossen, und büßte den Mißgriff seiner Ehe in stiller Verbitterung. Seit Clotilde wieder in die Heimath zurückgekehrt war, hatte sich das Befinden ihres Vaters verschlimmert. Der Schmerz, die bessere, geliebte Tochter in der Gewalt einer bösen Fee zu sehen, der ängstende Gedanke an die hülflose Zukunft Clotildens, wenn er nicht mehr

sein würde —, beschleunigten seinen Tod. Er starb beruhigt, da ich ihm heilig gelobt, mich seiner Waise schützend anzunehmen, und er nahm dies Versprechen mit in die Ewigkeit hinüber."

„Am Tage des Begräbnisses, mitten unter dem Gedränge und Gepränge der Trauer, fand ich Gelegenheit, Clotilden unbemerkt ein versiegeltes Blatt zuzustecken, worin ich sie bat, Vertrauen zu dem Freunde ihres Vaters zu haben, wenn sie in den Fall käme, den Rath oder die Hülfe eines entschlossenen Mannes zu bedürfen. — Sie nickte mir nachher durch Thränen zu, als hätte sie mein Briefchen gelesen, oder, als wolle sie den Inhalt beherzigen."

„Ich hatte in meiner Jugend geliebt, heiß geliebt —; doch der Abgott meines Herzens war ein falscher Götze und es ergab sich, daß ich eine treulose Hetäre angebetet hatte. Der Pfeil der Verzweiflung zerriß mein Herz bei dieser grausamen Erfahrung. Graf! hätte je ein Mann das Recht, Ihrer Meinung zu sein, so wäre ich es! Doch ist darum nicht die Rose die schönste der Blumen, weil es viele unter ihnen gab und giebt, deren Busen ein giftiger Wurm durchwühlt? — Als damals die täuschende Binde von meinen Augen fiel, als mit der Erkenntniß einer Unwürdigkeit mein blinder Glaube an die Menschen dahin war — sah ich das Leben mir verleidet. Ich nahm Kriegsdienste, den Tod zu suchen. Ich fand ihn nicht; aber Ruhm und Ehre, diesen Orden und eine Brustwunde, welche unglücklich geheilt, mir Schmerzen und ein langes Siechthum bereitete, und mein Grab früher öffnet, als es vielleicht sonst der Vorsicht Wille gewesen wäre. — Ich kehrte auf meine Güter zurück, und beschloß, unverheirathet zu bleiben, weil ich kein liebenswerthes, weibliches Wesen um die Freuden

seiner Jugend betrügen wollte, wenn ich es an mein elendes Dasein knüpfte."

„Von Clotilde hörte und sah ich nichts mehr; bei einigen Besuchen, die ich ihrer Stiefmutter machte, war sie nicht zugegen, und als ich nach ihr fragte, wurde ihre Abwesenheit bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande entschuldiget."

„Jetzt sah ich, daß mir die Dame auf der Spur war. — Eine Erbschaftsangelegenheit nöthigte mich zu einer Reise, deren Dauer ich nicht bestimmen konnte, und welche mir um Clotildens willen ungelegen kam. Aber es half nichts, ich mußte fort. Nach einigen Monaten kehre ich zurück und höre, ein junges Mädchen, welches einer meiner Leute als in Diensten von Clotildens Stiefmutter erkannt haben will, habe mehre Male nach mir gefragt. Ich ahne Unheil, und beschließe mit dem folgenden Morgen nach dem Gute der Dame zu reiten. Gedankenvoll gehe ich im Garten umher, und sinne nach, wie Clotildens Schicksal zu erleichtern wäre — da rauscht es hinter mir im Grase, ich blicke zurück, und vor mir steht sie selbst, der holde Gegenstand meiner mitleidigen Sorgen! —"

„Mein Erstaunen über die Erscheinung der schüchternen, zartfühlenden Clotilde auf meinem Gebiet ward durch ihren Anblick gesteigert. Todtenblässe bedeckte ihr liebliches Gesicht, die schwarzen Augen standen voll quellender Tropfen, das braune Haar hing aufgelöset herab, ihr ganzer Anzug war in Unordnung, sie schien in einer seelenverwirrenden Stimmung entflohen zu sein."

„Gräfinn! rief ich tödtlich erschrocken, ich beschwöre Sie, fassen Sie Sich! Es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden! — Bei dieser Versicherung hob Clotilde die kleinen

schönen Hände wie dankend oder flehend zu mir empor. Sie wollte reden; aber nur ein Strom heißer Thränen brach hervor. Ich sprach ihr Muth ein. Sie athmete tief, wie von einer Centnerlast befreiet, und mit dem Ausrufe: O! nun ist alles, alles gut, da Sie nur wieder da sind! ich fühle mich nicht mehr verlassen! wirft sie sich in meine offenen Arme. Diese hingebende Unschuld, dieses heilige Vertrauen rührte mich unbeschreiblich."

„Ich führte Clotilde in einen nahen Gartensaal und nöthigte sie, ein paar Tropfen Wein zu ihrer Stärkung zu trinken."

„Nun erzählt mir Clotilde oft von Schluchzen unterbrochen, wie ihr Leben seit des Vaters Tode eine Kette schmählicher Sclaverei und täglicher Foltern gewesen sei. Man hätte sich nicht entblödet, sie, um ihrer los zu werden, mit Bewerbern zu quälen, die ein Mädchen, das sich selbst und die Würde seines Geschlechts achte, nie berücksichtigen könnte. Als sie fest bei ihrer Weigerung geblieben, habe die ganze Hölle des Unfriedens getobt. Aber auf einmal wendet sich das Blatt. Man schmeichelt jetzt Clotilden, man behandelt sie gütig, und diese zittert jetzt mehr als jemals. Auch rechtfertiget sich Clotildens bange Ahnung; denn die Dame, von einer Reise zurückkommend, kündiget ihr an, daß sie Hofdame werden solle an einem benachbarten Hofe, wo ihre Stiefmutter eine Schwester hat, die eine einflußreiche Stelle bekleidet. Clotilde erstarrt. Sie haßt das Leben in der großen Welt, und sie sagt es offen. Mutter und Schwester schlagen ein Gelächter auf. Vernichtet von der Bosheit derer, die den ehrwürdigen Namen ihres Vaters führen, schwankt nun Clotilde auf ihr Zimmer und bricht hier in stilles Weinen aus. Sie ruft zu Gott in dieser Noth und

die Schatten ihrer Lieben umschweben sie wie gute Geister. Clotildens kleine Zofe, ein gutwilliges Landmädchen, kommt herbeigeschlichen, und gerührt von der Bedrängniß und den Thränen ihrer Gebieterinn, entdeckt sie derselben ein erlauschtes Geheimniß. Man hatte meine Clotilde zur Erreichung schändlicher Absichten bestimmt, denen sie, ein unschuldiges Werkzeug, überliefert werden sollte. — Clotilde ringt die Hände; das Mädchen spricht: Haben Sie denn gar Niemand, gnädige Comteß, an den Sie Sich wenden könnten? — Da erinnert sich Clotilde meiner Versicherung, ihr Beschützer sein zu wollen. Sie wird ruhiger und will nur meine Zurückkunft erharren. Ohne zu wissen, daß ich da sei, geht sie nach einem bestandenen Kampfe bis an die Grenze meines Gutes, ein Bauer, der ihr begegnet, verräth ihr meine Ankunft, sie beflügelt ihre Schritte und — das Ende ihrer Erzählung erstarb in Seufzern und Thränen."

„Ich bemühete mich, Clotilde auf alle Weise zu beruhigen, ihr Vormund war ein Mann von Ehre, nur selten daheim und deshalb wenig geeignet für diese beaufsichtigende Pflicht. Ich versprach seinem geängsteten Mündel, ihm sogleich zu schreiben. Clotilde hoffte wenig von dem Einschreiten ihres Vormundes, denn ihre Stiefmutter hatte ihn für sich einzunehmen gewußt. Gott! Gräfinn, sagte ich, indem ich ihre gefaltenen Hände faßte, aller Noth wäre auf einmal abgeholfen, wenn sich ein Mann, Ihrer würdig — aber liebe Clotilde, wer wäre wohl Ihrer würdig? fände, und Ihr Herz spräche Ja! zu seinem Antrage. Dann — — Eine hohe Purpurröthe flammte über Clotildens blasse Wangen; ihr Busen hob sich, sie antwortete mit gesenkten Blicken, während noch einzelne Thränen von den schönen Augenwimpern träufelten; ich kenne solch einen Mann, Herr

von Ravens, dem ich mit Freuden mein Schicksal anvertrauen würde. Sein Glück sollte mir theurer sein als das meinige. — Wenn — wenn — Und Wer ist dieser Glückliche? fragte ich gepreßt, in Ahnung und Anschauen verloren, haben Sie doch Vertrauen zu Ihrem wärmsten Freunde, meine theure Clotilde! — Da lag Clotilde an meiner Brust und stammelte kaum hörbar: Sie, lieber Ravens, Sie sind es! — Graf! eine entzückende Freude, dem ein scharfer Schmerz folgte, durchschnitt in diesem Augenblicke meine leidende Brust."

„Die Nemesis forderte jetzt ihr Opfer, ich brachte es mit blutender Seele. Ich hatte im thörichten Schmerze um ein werthloses Geschöpf ein Leben verschleudert, das ein Engel beglücken wollte; ich fühlte nun, es hätte eine Seligkeit für mich gegeben, wenn meine zerstörte Gesundheit mich ein längeres Dasein hätte erwarten lassen. — Innig, fest und lange hielt ich das theure Mädchen an meinem Herzen. Clotilde fühlte mein heftiges Erbeben. Clotilde! geliebte Clotilde! rief ich: Ihr schönes Herz irret sich; betrachten Sie mich! Mein Leben geht abwärts, das Ihrige ist in der schönsten Blüthe. —"

„Clotilde seufzte. Sie werden mich verachten, Herr von Ravens, aber dennoch — — ich küßte ehrerbietig ihre zitternde Hand. Nun konnte ich nicht länger widerstehen. Ein Gedanke blitzte in mir auf, er kam von dem Vater des Lichts! Clotilde sagte ich —, wenn diese Aeußerung etwas mehr wäre, als das Erzeugniß einer drangvollen Stunde — wenn ich hoffen dürfte, daß Sie nie mit Reue dieses Augenblicks gedenken würden — dann wäre ich der glücklichste Mann auf Erden. Und könnte die treueste

Freundschaft Ihnen als Gattinn genügen, so würde auch Ihr Loos nicht zu beklagen sein!"

„Ich ließ meine Jagdchaise anspannen, hob die erschöpfte Clotilde hinein, welche wie ein verfolgtes Reh vor dem Rauschen eines Blattes erschrak und sich bebend in sich selbst schmiegte — und begleitete sie bis an den Park. Hier küßte ich ihre Hand, sprach ihr noch ein Mal Muth zu und versicherte ihr, daß wir uns bald wiedersehen würden. In einer schlaflosen Nacht — Graf! ich lag nicht auf Rosen — ging ich noch ein Mal die ganze Gartenscene durch, und war nun nicht mehr zweifelhaft, welchen Entschluß ich zu nehmen hätte. Mein ödes, dürftiges Leben hatte nun eine schöne Bestimmung erhalten; ich sollte der Schutzengel eines holden, mir so ganz vertrauenden Wesens werden! Ich fühlte, meine späten Tage würden freundlich sein. Eine zarte, aber höhere Liebe als die, welche die Brust des Jünglings entflammt, belebte mit wohlthätiger Wärme meine fast erstorbenen Gefühle."

„Am folgenden Tage begab ich mich zu Clotildens Mutter. Ich bat sie um die Erlaubniß, Ihrer Stieftochter meine Hand anbieten zu dürfen. Die Dame sah mich starr an, als ob sie mich nicht verstanden hätte. Ich wiederholte. Da zuckte ein satanisches Lächeln um ihren Mund. Sie verbeugte sich mit einigen giftigen Worten, die ich Gott sei Dank! rein vergessen habe, und verwies mich an Clotilde, an den Vormund. Clotilde trat nun ein; ich machte ihr meinen Antrag in der Dame Gegenwart, und sie erröthete dabei wie eine Braut. Sie reichte mir die schöne Hand und sprach: Ich bin die Ihrige, Herr von Ravens! Mit ganzer Seele die Ihrige! — Die Stiefmutter stand bei dieser raschen Verlobung wie eine häßliche Bildsäule. — Es

war der schönste, aber auch zugleich der schmerzlichste Tag meines Lebens, an welchem ich meine junge Frau in das Schloß meiner Ahnen einführte. Die widersprechendsten Empfindungen bestürmten mich. Ich hatte heute an Clotildens Hand vor dem Altare den Segen der Kirche empfangen — und nach ein paar flüchtigen Minuten, die wir Jahre nennen, stand ich, o! das fühlte ich — am offenen Grabe. Wollte ich nicht Clotilde glücklich machen? Wäre sie es in meinen Armen geworden? — Hätte sie als die Mutter kränklicher Kinder nicht die Stunde bereuen müssen, die sie vertrauend an den Busen des Vaters derselben warf? — Ich erhob mich; meine Blicke gingen über das Grab hinaus, und, o Himmel! da lag der kurze Kampf dieser Erde hinter mir, der Frieden des Bewußtseins geleitete mich, einem tröstenden Engel gleich, durch das dunkle Thal des Todes. — Ich führte Clotilde in den für sie eingerichteten Flügel meines Schlosses; ihr Schlafzimmer, das schönste von allen, war mit italienischen Gegenden, lauter Meisterstücken der Natur nnd Kunst, decorirt. In einer Nische, ihrem Lager gegenüber, stand die treffliche Statue einer jungfräulichen Göttinn, gleichsam als die Schutzwache ihres Schlummers. Die angränzenden Gemächer hatte ich so einrichten lassen, daß Clotilde nichts vermissen konnte, was für ihre Talente, für den Grad ihrer Bildung ein Bedürfniß wäre. Sie fand musicalische Instrumente, eine gewählte Handbibliothek und den vollständigsten Apparat des weiblichen Arbeitsgeräths. Von dem Mittelzimmer aus ging ein Balcon mit Orangerie besetzt, welche südlichen Duft verstreuete. Hier bist Du in Italien, meine liebe Clotilde! sagte ich, da sie an dieser aromatischen Stelle süße Thränen vergoß. Sie fiel mir um den Hals und stammelte: O mein Gemahl! —

Dein Gemahl — wiederholte ich mit Accent, ja, geliebte Clotilde, Du hast mich der Ehre dieses Namens gewürdiget; aber Gott wolle mich bewahren, Gebrauch von den Rechten zu machen, welche er mir gewährt, und deinen Glauben an mich zu täuschen. Du bist meine gute Clotilde, mein Kind, meine Schwester, meine Freundinn! und glaubst Du mir ja etwas schuldig zu sein — o! so gönne mir Dein Vertrauen und hauche einst in meine Brust, in den Busen der Treue, den ersten Seufzer der Liebe für den Mann, den Dir das Schicksal, um Dich in den reichsten Gefühlen der Natur zu vollenden, gewiß zuführen wird. Dann, Clotilde! dann soll es mein wichtigstes Geschäft sein, Dein Glück zu befestigen. — Freund! es giebt einen Himmel auf Erden; ich habe ihn empfunden, obgleich mein Körper unter immerwährenden Schmerzen litt und ein nahes Ziel mir vorschwebte. Clotilde erheiterte meine siechen Tage, sie errieth meine leisesten Wünsche, sie lebte nur für mich, und die Blüthen ihrer Jugend wurden ein Kranz, der sich um mein hinwelkendes Leben schlang. Ich liebte sie täglich mehr, und nie schloß der Schlaf mein Auge, ohne daß mein letzter Gedanke nicht ein Wunsch des Segens für meine Clotilde gewesen wäre."

„Clotildens Schönheit war nun vollendet; die vollkommenste Gesundheit gab ihren Wangen dunkle Rosen, ihren Augen heitere Blitze und ich war glücklich, daß ich sie froh und zufrieden sah. Mit jedem herannahenden Winter fragte ich meine Frau, ob sie in die Stadt ziehen wolle; doch immer beschwor sie mich, ihr stilles Glück nicht zu stören und sie auf dem Lande, wo ihr so wohl sei, zu lassen."

„Wir hatten wenig Umgang. Meine Schwiegermutter war bald nach unserer Verheirathung mit ihrer Tochter

Bianca nach Paris gereist.“ Hier zitterte der Graf; die höchste Spannung drückte sich in seinen Zügen aus.

Herr von Ravens bemerkte es nicht, er fuhr fort an den Schluß seiner Erzählung zu eilen. „Unter den Familien, mit denen wir in Verbindung standen, waren nur wenig junge Männer, und diese wenigen so gehaltlos, daß Clotildens Ruhe nicht gefährdet wurde.“

„So waren fünf glückliche Jahre vergangen. Jetzt glaubte ich eine Veränderung an meiner Frau zu bemerken. Sie war nicht mehr so heiter wie sonst, ich überraschte sie oft auf stillen Seufzern, in heimlichen Thränen. Sie heftete sehnsüchtige Blicke in die Ferne, und ihre helle, klingende Stimme tönte unter dem Dämpfer einer inneren, ihr vielleicht selbst unbewußten Klage. Da kam ihr Geburtstag. Ich erfreuete sie mit Geschenken, ich war gerührter als je. Mit nassen Augen drückte ich Clotilde in meine Arme, und nannte sie das Glück meines Lebens. Aber mein Herzenskind, sagte ich, es ist etwas mit Dir vorgegangen, Du bist nicht mehr so munter als sonst — nährst Du vielleicht einen Wunsch? — Ja, mein Gemahl, und einen recht heißen, antwortete sie leise.

„Ich horchte hoch auf. O! nenne ihn mir, Clotilde! und wäre mein Leben der Preis seiner Erfüllung, er sei Dir im Voraus versichert! — So laß uns, sprach sie, nach Italien reisen, laß mich noch einmal das schöne Land wiedersehen, das mich in ewig ungestillter Sehnsucht anzieht! Es ist mein Gedanke am Tage, der Traum meiner Nächte. Ich möchte an dem Grabe meiner Tante stehen, und die Pinien rauschen hören, unter denen sie schläft. — Ach! ich sah wohl, daß Clotildens Herz erwacht wäre! Die Täuschung ihrer Sehnsucht war jedoch rein, rein wie

die Seele eines Engels. Doch fühlte ich mich ruhig, denn ich wußte mich schuldlos."

„In einem Monat waren wir auf der Reise. Wer vermag den Plan des Ewigen zu ergründen? Auch unsere Wünsche sind oft die Boten seiner Macht und Güte; sie leiten uns, wenn nicht zum Glück, wie wir es uns ausersehen; — doch stets an das Ziel, das sein weiser Rath beschlossen. — Seit ich die italienische Grenze betrat, bin ich merklich schwächer geworden; doch verhehle ich Clotilden den sinkenden Zustand meiner Kräfte. Sie würde sich Vorwürfe machen. Und ich fürchte, ich fürchte! sie wird in Neapel, wohin wir jetzt gehen und uns lange aufhalten wollen, noch einmal kindliche Thränen weinen müssen. — Wüßte ich sie nur geschützt und glücklich — dann, dann —; doch man sagt: Blödsichtige sehen vor ihrem Tode noch einmal hell, und eben so blickt das geistige Auge über den Gesichtskreis hinaus, welcher sein irdisches Dasein beschränkt; und so fällt denn, da ich mich dem Dunkel des Grabes nähere, oft ein Strahl himmlischen Lichtes in meine bange Seele. — — —"

Hier endigte Herr von Ravens und umarmte in großer Erschütterung den Grafen, welcher nicht minder bewegt war. Die Erzählung des edlen Mannes, seine frommen Wünsche für Clotildens Zukunft, seine letzte Aeußerung, welche der Graf wohl verstanden hatte, knüpften von nun an das Geschick der liebenswerthen Frau mit zarten Banden an das seinige.

„Ich danke Ihnen, mein theurer Freund! für diesen Beweis Ihres Vertrauens, den ich zu würdigen weiß!" sagte Graf Goldin, als Herr von Ravens schwieg; „doch wollten

Sie es vollenden und mir den Familiennamen Ihrer Gemahlinn nennen? —“

„Recht gern,“ erwiederte nach kurzem Besinnen Herr von Ravens, „meine Clotilde ist eine geborne Gräfinn Süden. Ihr Vater war Gerichtspräsident am *** Hofe; aber sein Einfluß dauerte nicht lange, eine Cabale stürzte ihn.“

„O Gott! o ewige Gerechtigkeit!“ rief der Graf. Herr von Ravens sah ihn erstaunt an, und jetzt trat Clotilde in das Zimmer. Herr von Ravens eilte, seinen Freund vergessend, auf sie zu, auch der Graf näherte sich ihr und küßte mit einer tiefen Ehrfurcht zum ersten Male ihre Hand. Clotilde sah beide Männer verwundert an, doch plötzlich rief sie ängstlich: „Mein Gott, lieber Ravens, Du bist wieder so bleich!“ und mit diesen Worten führte sie ihn mit zärtlich besorgter Theilnahme einem nahen Lehnstuhle zu. Der Graf entfernte sich, sein volles, gepreßtes Herz bedurfte der Einsamkeit.

Nach langem Umherstreifen kam man endlich in Neapel an. Clotilde betrat mit einem prophetischen Schauer die geliebte Stadt. Es wurde ein Landhäuschen nahe am Gestade des Meeres gemiethet, und unsere Reisenden bezogen es gemeinschaftlich. Herr von Ravens ward sichtlich schwächer, und Clotilde bemerkte mit unaussprechlichem Jammer die Gefahr, worin der verehrte Gemahl schwebte. Sie sah sich als die Ursache seines Todes an; sie glaubte, die Erschütterungen der Reise hätten sein Brustübel verschlimmert, und der Kranke hatte alle Macht der Ueberredung vonnöthen, um die arme Clotilde zu beruhigen.

Der Graf verließ seinen Freund jetzt selten; er erzählte dem Kranken in Stunden, worin sich dieser erleichtert fühlte,

die Geschichte seines Lebens, und Herr von Ravens war ein aufmerksamer und theilnehmender Hörer.

Eines Tages — Clotilde hielt ein Geschäft entfernt, so wie sie überhaupt bei diesen Erzählungen nie zugegen gewesen war — endigte der Graf die Geschichte seines Unglücks. „Armer Freund!" sagte Ravens mit schwacher Stimme und einem warmen Händedruck, „armer Freund! Doch die Vorsehung ist gerecht. Die eine Schwester nahm Ihnen ein Glück, welches Ihnen die andere bessere zwiefach zurückgeben dürfte. Kann ich mit der Hoffnung sterben, daß Clotilde nicht verlassen sein wird? —"

Der Graf beugte sich über den Kranken, und antwortete in tiefer Rührung: „Clotilde wird mein geliebtes Weib, wenn es Gott gefallen sollte, uns durch Ihren Tod zu betrüben. —" Da hob der Kranke die umflorten Augen zum Himmel, seine Lippen sprachen ein leises Gebet, er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über des Grafen Stirne, und sank bald darauf in einen sanften Schlummer. Einige Stunden später verlangte er nach seiner Frau. Sie war lange bei ihm, und verließ endlich weinend das Gemach, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

In der folgenden Nacht entschlief der Kranke, um die Morgenröthe in den Gefilden der Ewigkeit zu sehen.

Nach dem Verlaufe einer abgekürzten Trauerzeit reichte Clotilde dem Grafen ihre Hand, und ein Priester ihrer Kirche segnete den Bund dieser Ehe. Graf Goldin gab seiner Frau das Versprechen zum Mahlschatz, daß sie noch einige Jahre in Neapel wohnen bleiben würden. Er hatte das Landhaus am Meere gekauft, und so den liebsten Wunsch Clotildens errathen. Diese erwiederte das werthe Geschenk mit der Versicherung, daß die Sehnsucht nach Italien sie

nicht irre geleitet, daß sie in seiner Liebe das höchste Glück gefunden habe.

Der Graf war nun mit sich und seinem Schicksal versöhnt. Er fand in Clotilde Clara's Güte mit Bianca's Reiz gepaart, Clara's holde Demuth mit Bianca's Talenten vereiniget; und er blickte dankbar auf zu dem, der mild und erbarmend unsere Leiden und Verirrungen zu Quellen neuer und schönerer Freuden werden läßt.

Waller kränkelte seit Augustens Tode. Ein Uebelbefinden, welches sich zwar nur leise andeutete, aber nur um so sicherer seinen zerstörenden Gang verfolgte, schien die getrennten Gatten bald wieder vereinigen zu wollen.

„Ich werde nicht lange um Auguste trauern dürfen," sagte er eines Tages zu Marie, „und während die Natur in den Schmerzen dieses gebrechlichen Körpers ihren Zoll empfängt, läßt mich mein Geist ahnen, wie selig ein Wiedersehen dort oben sei. —"

„O mein Vater!" versetzte Marie weich und wehmüthig, „Du sprichst mit Freudigkeit von Deinem Tode, der mich zu einer verlassenen Waise machen würde? — Der mir Vater heißt, weilt in der Ferne, unbekümmert um das Dasein oder das Glück seiner Kinder; die Schwester ist mir fremd. Sie würde, ohne mich zu kennen, an mir vorübergehen. Meine Mütter ruhen im Grabe, neigtest Du nun noch Dein Haupt, wo sollte ich Schutz und Liebe suchen, die mir zum Athem des Lebens geworden? —"

„Bei dem Vater im Himmel, der ewig nicht stirbt!" antwortete der Prediger mit Weihe. „Die höchste Liebe

schützt mächtig alle Verlassenen, die ihr fest anhangen, daran halte Dich, meine fromme Marie! Doch möchte mir Gott noch den heißen Wunsch erfüllen und mein Leben so lange fristen, bis ich Dich selbst Deinem Vater übergeben und das Glück Deiner Zukunft, so weit als ich es vermag, gesichert habe."

Benno hatte seine Universitätsjahre nun zurückgelegt, und wurde in der Heimath mit großer Sehnsucht erwartet. Er sollte dort einige Monate zubringen und alsdann eine Reise machen; so war des Vaters Wille. Wehmuth und Freude theilten sich bei dem Eintritt in das Vaterhaus in des Jünglings Herz. Die Mutter fehlte — ach! wer eine gute Mutter besaß und sie verlor, der weiß, wie viel Schmerz diese drei Worte enthalten — und da stand Marie. Das holde Kind war zur reizenden Jungfrau geworden, und reichte ihm mit gefühltem Erröthen die schöne Hand zum Gruße. Benno ruhete lange in seines Pflegevaters Umarmung, und die Thränen, welche er an dieser treuen Brust vergoß, feierten eine unvergeßliche Todte. — Mit Entzücken betrachtete er Marie, in ihrer aufblühenden Schönheit, die er damals nur in der Knospe gesehen; eine fremde Scheu regte sich vor der hohen Jungfrau in seinem Herzen, und dieses Herz klopfte stärker. — Als die ersten Tage vorüber, und die Empfindungen der drei herzlichen Menschen ruhiger waren, ging der Prediger an die Untersuchung, wie Benno die Zeit seiner Studien angewendet habe. Das Resultat davon erfüllte seine väterlichen Hoffnungen und lohnte ihm die Sorgen der Erziehung. Der Frieden des Bewußtseins leuchtete von Benno's Stirne, und die blühende Wange, das strahlende Auge bewiesen, daß ihm die Reinheit seiner Sitten theuer geblieben. — Mit stiller Bekümmerniß sah hingegen

der Sohn, wie sichtlich der sonst so rüstige Vater dem Grabe zuwelkte, wie er in der Vollkraft des männlichen Alters ein schwächlicher Greis geworden zu sein schien. Was sollte, wenn die Befürchtungen, welche der leidende Anblick des Predigers weckte, nun wirklich eintrafen, aus Marie werden, die alsdann den Verhältnissen ihres Standes zufiel? Dieser Gedanke beschäftigte Benno in trüben Ahnungen der Zukunft, und störte ihm das Glück der Gegenwart. Er vergaß in der zärtlichen Theilnahme an dem Geschick des geliebten Mädchens, wie viel er selbst mit dem Leben des wackern Pflegevaters verlieren würde.

Die Gemessenheit der Zeit, welche Benno nach so langer Entfernung im Vaterhause zuzubringen hatte, die sichere Voraussetzung, daß, wenn er sie einst wiedersehen sollte, Mariens Loos gefallen, und sie selbst in einer anderen Lage sein würde, Wallers krankhafte Schwäche, Alles dies hielt den Prediger ab, irgend eine Maßregel der Vorsicht für den Umgang der jungen Gräfinn mit dem angehenden Mediciner zu nehmen. Er ließ die unschuldige, anschließende Neigung seiner Kinder gewähren; aber es war keine geschwisterliche mehr; er hoffte auf den raschen Verlauf der, seinem Benno vergönnten Frist; allein der Liebe Pfeil fliegt schneller als die Zeit. Er rechnete endlich auf die Stärke der Vernunft; doch die Natur ist stärker als jede Einsicht. —

Der letzte Tag von Benno's Anwesenheit in Wahlsen erschien. Beklommen athmete Marie, unruhig und schweigend ging Benno umher, und verweilte bei jedem werthen Plätzchen noch eine wehmüthige, sinnige Minute. „Mir ist,“ sagte er zu Marie, „heute so schwer und bangsam zu Muthe, als sollte ich dieses liebe Haus, diesen freundlichen Garten nie wieder sehen. Es spricht mich alles so abschiednehmend

an, und scheint mir ein Lebewohl zuzurufen, und meine Brust ist gepreßt vom Schmerze der Trennung, wie noch niemals."

Als die Sonne zu sinken begann, besuchten Benno und Marie (Waller mußte die Kühle der Abendluft scheuen) noch einmal die reizenden Felsenpartieen unfern des Dorfes. Sie setzten sich und betrachteten, in Anschauen verloren, das große Schauspiel. Die Sonne war nun hinter die Gebirge gesunken, ihr Wiederschein entflammte den weiten Himmel und goß Verklärung über Mariens Gesicht.

Jetzt hob Benno mit traurigem Tone an: „Sie wird wiederkommen, jene schöne Feuerwelt, und morgen beleben, erwärmen, erfreuen wie heut! Aber ob mir hier an diesem theuren Orte noch jemals der Strahl des Glückes leuchten werde? —" Er schüttelte sanft den Kopf, und fuhr nach einer Pause fort, „des Vaters Gesundheit ist so hinfällig, daß ich für ihn fürchten muß — und sollte ihn auch die Güte Gottes uns länger erhalten, und ich kehre einst zurück, so finde ich Dich, geliebte Marie, doch nicht mehr unter unserm friedlichen Dache. Dann thürmen sich die Mauern dieses Schlosses, worin Du wohnst, vor meinem Blicke auf, der Dich sucht, weil er Dich daheim nicht mehr findet, dann trennt uns die Kluft der Verhältnisse, ob wir einander auch noch so nahe wären. — Und vielleicht ist es nur mein Beruf, der den Freund Deiner Kindheit einst zu Dir führte, wenn Dein frühes Vertrauen sich bewährt. Dann träte ich zitternd zu Dir heran, ob Du mich fremd ansähest, ob Dein Auge erloschene Erinnerungen zeigte, und meine Hand würde beben, prüfte sie Deinen Puls, ob er im Fieber des Hochmuths schlüge."

„Benno!" rief Marie mit weichem Vorwurf, „warum

kränkst Du mich so? Nur Wallungen der Liebe für Dich und die Deinigen werden mein treues Herz bewegen, so lange es schlägt, und ich dächte, es müßte sich sanft sterben, wenn Du mir die Augen zudrücktest. —"

Aber Benno, von seinem Gefühl hingerissen, drückte sie an seine Brust. Wie oft hatte die kleine Marie sich an dies vertraute Plätzchen geschmiegt! Aber heute war es ihre letzte und liebste Zuflucht. Benno's Grundsätze wankten, von einem Seufzer Mariens erschüttert — die Stätte ihrer Zuversicht bewegte sich, und der Geist der Liebe vermählte ihre Lippen, ihre Seelen.

Als Benno fort war, fürchtete der Prediger, daß Marie traurig sein würde. Es war ihm in der letzteren Zeit doch so vorgekommen, als ob das geschwisterliche Wohlwollen seiner Zöglinge leidenschaftliche Färbungen annähme; aber diese Furcht verschwand, und sein Urtheil ward irre. Ein himmlisch frohes Lächeln schwebte auf Mariens Lippen, und Ruhe verschönte ihr Gesicht, wenn sie mit dem Vater von Benno sprach. Sie trug die Gewißheit seiner Liebe, ein theures Pfand ihres Glückes! in stiller Brust. Marie rechnete nicht auf Benno's Besitz; aber ihre jugendliche Liebe für den Freund ihrer Seele hatte Engelflügel, die sie über die kleinlichen Schranken der Erde hinweg in den Himmel der Ewigkeit hoben. — Auch von Seiten Benno's fand Waller Ursache, sich über seine verschwiegenen Besorgnisse zu beruhigen.

Benno schrieb oft; bald an den Vater, bald an Marie; doch der Prediger las jeden Brief, und Marie verhehlte

kein Blättchen. Guter Waller! Du warest kein Greis, und hattest doch vergessen, „die Liebe schreibt mit Thränen Zeichen in die Luft, und der Geliebte versteht sie zu lesen.“

So verging ein Jahr, während dem der Prediger zwar kränklich blieb, aber durch das Bemühen eines geschickten Arztes, wie durch die regelmäßigste Lebensweise in Thätigkeit erhalten wurde. Mit dem herannahenden Frühlinge verschlimmerte sich sein Befinden, und der Doctor verordnete den Gebrauch einer entfernten Heilquelle. Waller hielt nun höheren Ortes um die Erlaubniß an, sein Amt auf zwei Monate einem Substituten anvertrauen zu dürfen, und dies Gesuch ward unverweigerlich gewährt. Marie, welche den Prediger unter dem Namen einer Tochter begleiten sollte, traf die nöthigen Vorkehrungen zu der Reise, die Anfangs Juni von Statten ging. Die matten Glieder des Kranken erfrischten sich im freien Genusse der Natur, und der Born des Schöpfers! der klare blaue Himmel, unter welchem der Frühling tausend Freuden ausströmte, labte seine fromme Seele.

Auch Marie öffnete ihr Herz den neuen Eindrücken fremder Anblicke. Es war die erste größere Reise ihres Lebens, reizende Gegenden führten in malerischem Wechsel bis zu dem Badeorte, der im Kessel eines tiefen Thales lag.

Ohne Unfall hatte der Prediger mit Marie ihn erreicht, doch dort angekommen, trat eine kleine Verlegenheit für sie ein. Der Ort war so überfüllt mit Fremden, daß daselbst kein Quartier mehr zu finden, und nur nach vieler Mühe gelang es einem dienstbaren Geiste, ihnen eine ärmliche Wohnung in dem weit entfernten, ländlichen Häuschen einer Wittwe zu verschaffen. Marien war dies sogar lieb. Sie hätte sich ungern auf dem Sammelplatze der vornehmen

Welt, in der Mitte jener rauschenden Lustbarkeiten gesehen, deren musicalischer Hall in leisen verschwebenden Tönen bis in das kleine Gärtchen drang, worin ihr die Freuden einer idyllischen Abgeschiedenheit blüheten. In stille Träume der Sehnsucht gewiegt, rührte kein Verlangen nach jenen lauten, lärmvollen Vergnügungen an ihren sanften Sinn, und ihre zarte Wange glühete gleich den wilden Rosen der Hecke, ob auch kein Tanz, keine Begierde zu gefallen, sie höher gefärbt.

Auch Waller fühlte sich hier in dieser paradiesischen Gegend sehr glücklich. Von den Arbeiten und Sorgen seines amtlichen Berufes weder bedrückt noch gestört, gab er sich der Hoffnung, noch einmal zu genesen, an den Reiz des Lebens hin, und in seiner erstorbenen Brust erwachten Gefühle, die er begraben glaubte. —

So wenig Marie auch öffentlich gesehen wurde, so blieb ihre Schönheit doch nicht unbemerkt. Der Prediger hatte dies vorausgesehen, und um die ihm anvertrauete Tochter des Grafen Goldin frei von allen Bekanntschaften zu erhalten, welche ihr in der Folge leicht hätten lästig werden können, so hatte er Stand und Namen gegen den eines seiner Jugendfreunde vertauscht, und sich als den Professor Moller aus einer entfernten Provinz in die Badeliste eintragen lassen.

Marie hielt sich meist im Freien auf, und erstieg in den Stunden, wo ihr Erzieher der nöthigen Ruhe pflegte, die romantischen Anhöhen der Umgegend. Ein Buch in der Hand wählte sie sich dann ein stilles, verborgenes Plätzchen, und genoß mit vollen Zügen das Glück, welches die Einsamkeit einem reinen, schuldlosen Herzen nie versagt. Das leise Gemurmel klarer Forellenbäche, die wie Silberfäden den

dunkeln Moosgrund durchschnitten, störte sie nicht, sich in tiefe Gedanken der Dichter zu versenken, oder dem Fluge der Phantasie zu folgen. Die Welt lag zu ihren Füßen — sie war sich selbst genug in der Natur.

Als sie eines Morgens auf der schmalen Höhe eines Felsens saß, sah sie eine Gesellschaft von Badegästen den Berg herauf ziehen, und sich unter ihrem Sitze lagern. Marie vermuthete alsbald, daß es Personen vornehmen Standes wären; denn die Sonne schimmerte blendend in den reichen Livreen der Bedienten, welche ihren Herrschaften das Frühstück nachgetragen brachten, und Anstalt machten, es zu serviren. Man schien hier ein feines Weilchen verweilen zu wollen. Marie war verlegen; es lief kein anderer Weg den Berg herab, als der mitten durch die Gesellschaft führte, und dieser wollte Marie sich nicht gern zeigen, denn sie war in dem einfachsten Morgenanzuge. Sie beschloß zu warten, und hielt sich ruhig in ihrem kleinen Versteck. — Ein heiteres Gespräch belebte den frohen Kreis unter ihr, und die stillen Felsen tönten wider vom Klange der Gläser. Ein Rundgesang wurde angestimmt, der in melodischen Seufzern der verbannten Echo aushallte. Auch Marie seufzte, während sie mit verhaltenem Athem lauschte. Eine der Sängerinnen hatte einen rührenden Wohllaut der Stimme für Mariens Ohr; sympathetische Saiten ihres Herzens schlugen leise an, und bebten darin nach. —

Eine Stunde verstrich nach der andern, die Gesellschaft saß fest, und Marie wie auf Nadeln. Mit steigender Unruhe dachte sie daran, wie der Prediger sich ängstigen würde, wenn sie so ungewöhnlich lange ausbliebe. Dieser kindliche Gedanke überwand endlich ihre Scheu. Sie ordnete ihr Gewand, und trat den Rückweg an; schüchternen Schrittes

schwebte sie hinter den finstern Tannen hervor, und mit einer leichten Verbeugung an den Herren und Damen vorüber.

Eine allgemeine Pause! Die eilende Marie hörte noch wie ein junger Mann in der Gesellschaft ausrief: „Was war das? Bei Gott! Ihr Ebenbild, Gräfinn! Nie habe ich etwas Aehnlicheres gesehen! —"

„Es wird die Nymphe des Berges gewesen sein —" antwortete die Dame, an welche jener Ausruf gerichtet war, in spöttischem Tone; doch Marie vernahm nichts mehr davon. Wie ein verscheuchtes Täubchen kam sie zu Hause an, und erzählte ihrem Pflegevater, der sich durch den ersehnten Anblick des lieben Kindes der Sorge um ihre Abwesenheit enthoben sah, das kleine Abenteuer.

Am andern Tage erfuhr Marie, daß ein schöner, junger Herr in Uniform bei ihrer Wirthinn gewesen, ein Glas Milch gefordert, und während er dies getrunken, sich sehr angelegentlich nach ihr und ihrem Vater erkundiget habe. Derselbe junge Mann kam nun jeden Morgen wieder; öfters begegnete er auch Marie auf ihren einsamen Spaziergängen, und nicht immer konnte sie einer flüchtigen Unterredung mit ihm entrinnen. Dem Prediger, welchem Marie alles getreu mittheilte, war es nunmehr lieb, daß die Badezeit sich ihrer Endschaft zuneigte. Er würde sonst Störungen von diesem nähernden Verhältnisse gefürchtet haben.

Einige Tage vor der anberaumten Zurückreise befand sich Waller ohne Marie in der Brunnenallee. Ihm fiel ein, daß er etliche Kleinigkeiten zu kaufen hätte, und er trat in die nächste Bude. Er nannte seinen Begehr, man suchte das Geforderte herbei, und jetzt rauschte eine ältere und eine junge Dame, begleitet von einem Officier, auf die

Bretter, welche zum Schutze zarter Füßchen gegen die Feuchtigkeit des Bodens gelegt waren. Die Verkäufer bückten sich tief und ehrerbietig. Man ließ den Prediger einstweilen stehen, dieser wendete sich um, doch ein starres Schrecken erfaßte ihn, als er Marie, seine Marie, in dem Anzuge und der Haltung einer Fürstinn zu erblicken glaubte. Aber der Blick der schönen Fremden streifte kalt und achtlos an ihm vorüber. Waller ward nicht müde, diese Aehnlichkeit zu betrachten; es war Mariens edler Wuchs, dasselbe feine Profil des Gesichts; nur Mariens Haare, vom sanftesten Blond, hatten nie einen anderen als den weichen Schmuck einer Blume getragen, und aus diesen braunen Locken blitzten Edelsteine, funkelnd und feurig wie der stolze Strahl großer, dunkler Augen. Die Stimme des schönen Mädchens klang hell und silbern wie der Befehl einer Glocke, und die wenigen Züge dieses Benehmens gaben für einen Beobachter wie Waller, das Bild vornehmer Art und Gewöhnung. Die Damen wühlten in den vorgelegten Waaren, verwarfen ohne Umstände, und verließen dann rasch mit einer kaum merklichen Verbeugung die Bude. „Wer war die junge Dame?“ fragte der Prediger, ihnen nachschauend, einen Ladendiener. „Diese?“ antwortete der junge Mensch, verwundert, daß es Jemanden am Orte gäbe, dem die Sonne des Badehimmels fremd sei, „Sie kennen sie nicht? Es ist eine Gräfinn Goldin, Pflege- und muthmaßliche Schwiegertochter der Baroninn Lozzo, dies war die ältere Dame, und der Officier ihr Sohn.“

Des Predigers Herz war getroffen. Mariens Schwester! Clara's Tochter! Seine Blicke folgten nun gerührt und wehmüthig dem schönen Mädchen, welches der schärfste Gegensatz zu diesen beiden, theuren, demüthigen Wesen zu sein schien.

Zum ersten Male stand das Mißverhältniß, das zwischen Mariens Range den Verhältnissen ihres Vaters, und ihrer jetzigen Art zu leben und sich zu zeigen, Statt fand, klar vor seiner Seele. Er rieb sich die Stirne, eine gewisse Aengstlichkeit ergriff ihn, und er überlegte, ob er Marien etwas von dem Hiersein ihrer Schwester sagen, ob er sie ihr zuführen solle? — „Doch nein!“ entschied er zuletzt, „Marie ist auch ein Mädchen. Der Glanz und Flimmer, welcher ihre Schwester umgiebt, könnte sie blenden, und mit den einfachen Freuden, die ihr bisher genügten, unzufrieden machen. Auch ist wohl hier der Ort nicht, wo die beiden Schwestern, ohnehin durch eine ganz verschiedene Erziehung weit aus einander gestellt, sich liebend finden würden; kommt einst der Graf zurück, so möge er die wieder vereinigen, welche die Natur mit Fäden an einander knüpfte, die wohl zu verdünnen, aber niemals zu zerreißen sind.“

Unter solchen Gedanken kam Waller in seiner Wohnung an. Er war zerstreuet, und beantwortete Mariens unschuldige Plaudereien einsilbig. Marie, welche daran gewöhnt war, ihren Pflegevater immer besonnen zu sehen, besorgte, es müsse ihm etwas Unangenehmes begegnet sein; doch wagte sie es nicht, danach zu fragen.

Der Prediger beeilte nun seine Abreise um so mehr, und erst, als der Badeort weit hinter ihnen lag, gab er sich einer freieren Unterhaltung hin. Er machte Marie aufmerksam, daß das lange Außenbleiben der Briefe des Grafen als ein Zeichen seiner nahen Ankunft zu betrachten sei; er zeigte Marien, welche Pflichten sie alsdann erwarteten, wobei er Belege für seine Winke und Warnungen aus der Geschichte ihrer Mutter zog. Und nun einmal im Zuge, theilte er der horchenden Tochter alles mit, was ihr in der

Folge nützlich werden könnte; die Schatten, welche dabei auf ihren Vater fielen, verbarg er so gut als möglich. —

Mariens Thränen flossen reichlich. Ach! eine untrügliche Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß sie eben so wenig wie ihre Mutter für die große Welt taugen würde, daß nur ein unbemerktes, geräuschloses Leben sie beglücken könnte.

Der lange Weg war endlich zurückgelegt. Schon konnten die Reisenden das heimische Dörfchen aus der Ferne erspähen, als Marie mit Verwunderung wahrnahm, daß aus dem Schornstein des väterlichen Schlosses eine bläuliche Rauchwolke emporstieg. Sie schwieg, aber sie schärfte ihren Blick, und als sie näher kamen, bemerkte sie, daß viele Fenster des unbewohnten Gebäudes geöffnet waren. Ein Reitknecht sprengte mit muthigen Pferden dem nahen Weiher zu. Jetzt sah dies alles auch der Prediger. Mit einem tiefen Athemzuge sagte er: „Unser Gespräch über diesen Gegenstand, liebe Marie, scheint zu rechter Zeit gewesen zu sein; Dein Vater ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, angekommen.“

Marie erblaßte. Waller fuhr fort, „es ist ein Vater, mein Kind, dem Du entgegen stehst; sei nicht undankbar gegen Dein gütiges Geschick! —“

Der erste Mensch, der ihnen in Wahlsen begegnete, bestätigte ihre Vermuthung; der Graf war gestern angelangt. Stumm und zitternd stieg Marie aus dem Wagen, der Prediger hatte die volle Gewalt der Liebe und des väterlichen Ansehens vonnöthen, um ihr ein wenig Muth und Freudigkeit einzusprechen.

Die Leute im Pfarrhause erzählten, daß der Graf bald nach seiner Ankunft hierher gekommen sei und mit Be-

dauern erfahren habe, daß Waller und seine Tochter verreis't wären.

Marie kleidete sich schnell um, die Grazien leiteten ihre unsichern Hände. Ehe sie den Gang nach dem Schlosse antraten, drückte der Prediger den holden Pflegling noch einmal innig, lange, aber schweigend an seine Brust. Er segnete in dieser Umarmung die holde Blume, welche er sorgfältig in heiliger Stille erzogen, daß sie, dem Schatten der Heimath entnommen, nun im Prunke ihres Stammes blühe.

Auf dem Schloßhofe war alles in der regsten Thätigkeit. Bedienten und Mägde liefen gegen einander, Reisegepäck stand und lag überall zerstreuet umher, Rosse wieherten, Hunde bellten, knarrende Thüren wurden auf- und zugeworfen. Mariens Herz klopfte stärker, als sie die breite Treppe hinanstieg. Der Leibjäger öffnete das Zimmer — und Graf Goldin erschien auf der Schwelle. Eine ehrfurchtgebietende Gestalt! Marie, von ihrem Gefühl überwältiget, machte eine Bewegung, als wollte sie ihm zu Füßen sinken, und kaum hörbar stammelte sie: „Mein verehrter Vater! o! möchte ich doch so glücklich sein, Ihre Liebe zu gewinnen! —“

Der Graf beugte sich, die Tochter an sein Herz zu ziehen, das in großer Rührung schlug — ihre leisen, bebenden Töne drangen in die Tiefen seiner Seele, und ein längst versunkener Schmerz ging in seinen ernsten Zügen auf.

„Clara!“ sagte er halblaut gegen den Prediger gewendet, und mit einem Ausdruck, den Waller wohl verstand. „Clara!“ wiederholte er noch einmal, und küßte Mariens Stirne. Ein Bild der Vergangenheit schwebte ihm vor, und erschütterte sein starkes Gemüth.

„Dein Glück, mein Kind, soll mir theurer sein als das meinige!“ sagte er versichernd, und drückte nun die holde, neugeschenkte Tochter mit Wärme und Wonne an seine Brust. Jetzt umarmte er den Prediger. „Wie viel, würdiger Mann, habe ich Ihnen und Augusten — o! daß ich sie nicht mehr finden sollte! zu danken!“

„Dieser Augenblick,“ entgegnete Waller, „ist einer der glücklichsten meines Lebens; denn mit dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht gebe ich heute dies anvertrauete Pfand in Ihre väterliche Hand zurück, und die Freude, es zu können, erhebt mich weit über den eigensüchtigen Schmerz, ein so innig geliebtes Wesen aus meiner Nähe, aus meinem genaueren Umgange zu verlieren. Möchte Sie, Herr Graf, Mariens Edelsinn und Sittenreinheit entschädigen für manchen Flimmer, der ihr abgeht; mit einem Worte: möchten Sie mit Marie und auch mit mir zufrieden sein! —“

Die Unterhaltung wurde nun ruhiger. Marie betrachtete schweigend ihren Vater, der ihr von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Gesicht, von der Sonne Italiens gebräunt, verkündete einen nicht gemeinen Charakter. Die Spuren schwerer Seelenkämpfe und vernarbter Schmerzen hatten sich seinen ausdrucksvollen Zügen tief eingegraben; doch die hochgewölbte Stirne schien der Sitz ruhiger Ueberwindung zu sein.

Mit Wohlgefallen weilten die Blicke des Grafen auf der blühenden Gestalt seiner Tochter, mitleidsvoll sah er den Prediger als ein blasses Bild der Krankheit und des Leidens an. „Sie hatten Recht, mein Freund!“ sagte er endlich, die Hand auf Wallers Schulter legend, „Ihre Vorhersagungen sind eingetroffen, und oft habe ich an Sie gedacht. Meinem Grame zu entfliehen verließ ich Wahlsen, und die Vorsicht führte mich meinem Glück entgegen. Dieser

Engel (hier schob der Graf die Weste zurück, und ein liebliches Frauenbild lächelte von einem kleinen Medaillon), versöhnte mich dem Leben, mit welchem ich durch Clara's Tod zerfallen war, und versüßte es mir eine lange Reihe Jahre hindurch. Gott nahm mir meine Clotilde; aber ich blieb ruhig, denn keine Schuld gegen die geliebte Todte bedrückte das trauernde Herz. — Ich bin nun zurückgekehrt, um den Rest meiner Tage meinen Kindern und meinen Unterthanen zu weihen, und mich nie wieder von ihnen zu trennen. Möchte es mir vorbehalten sein, ihnen Freuden zu bereiten, wie ich sie selbst empfunden; Wehe zu verhindern — wie ich es auch gelitten! —"

Es wurde nun berathschlagt, daß Marie vorläufig noch im Pfarrhause bleiben sollte, weil der Graf in die Residenz reisen, und seine älteste Tochter Rosalie dort abholen wollte. Unterdessen sollten die nöthigen Einrichtungen für die Aufnahme der jungen Gräfinnen getroffen werden. Marie war mit dieser Anordnung sehr wohl zufrieden. Sie gewann dadurch Zeit, sich an den Gedanken der Trennung von ihrem väterlichen Freunde und von den ihr lieb gewordenen Umgebungen zu gewöhnen, und mit leichterer Brust schied sie von ihrem Vater. Der Prediger fühlte sich erschöpft nach dieser Stunde; doch blickte er dankbar auf zu Gott, der sie ihn hatte erleben lassen.

Marie genoß die Tage, welche ihr noch in der alten Heimath zu bleiben vergönnt waren, in wehmüthiger Freude, und Waller nützte jeden Augenblick dieser kurzen Frist, um ihr Anleitungen für ihr künftiges Benehmen zu geben. Täglich ging Marie einmal auf das Schloß, um die Einrichtungen, welche daselbst gemacht wurden, zu leiten, und

dafür zu sorgen, daß ihr Vater und ihre Schwester alles wohl geregelt antreffen möchten.

Der Graf hatte seiner Tochter die Erlaubniß gegeben, sich ihre Wohnung nach eigener Wahl einzurichten, und Marie wählte sehr bescheiden, doch mit Geschmack. Ein paar Zimmer, die auf den dunkelsten Theil des Gartens hinaus sahen, und von hohen Linden verdüstert wurden. Großes Vergnügen gewährte ihr das Auspacken und der Anblick schöner Gemälde, Kupferstiche und Statuen, welche der Graf aus Italien mitgebracht hatte; auch davon sollte sie sich zum Schmucke ihrer Gemächer aussuchen, was ihr gefallen würde. Mariens Gefühl, ihr Kunstsinn leiteten sie hierbei sehr richtig. Sie wählte Weniges, aber sie wählte Meisterwerke. Eine kleine Madonna von großem künstlerischen Werthe, Johannis den Täufer am Jordan, eine heilige Familie, Minervens Büste von Alabaster auf ihren Bücherschrank und eine marmorne Gruppe der Grazien von vortrefflicher Arbeit.

Tages zuvor, ehe der Graf zurück erwartet wurde, ließ Marie ihre Sachen nach dem Schlosse bringen, und nahm, nach einem thränenvollen Abschiede von ihrem guten Pflegevater, feierlich Besitz von ihrem neuen Aufenthalt.

Sie schlief die erste Nacht unter dem Dache des Schlosses sanft, wie die Unschuld schläft; das Frühroth weckte sie aus süßen Träumen. Sie trat ans Fenster, und öffnete es. Der Morgenwind rauschte in den Lindenzweigen, und ein hehres Gefühl, als ob sie den Geist Gottes selbst vernähme, schwellte Mariens Busen. Ihre Gedanken waren Gebet, das leise Beben der Empfindung sprach zu dem Herrn der Schöpfung und ihres Schicksals. Sie nahm ihre Harfe und sang: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod

heißt, aufersteh' u. s. w." und dieser fromme Gesang erfüllte sie mit der Andacht heiligem Entzücken, mit seliger Hoffnung.

Der Tag verging Marien in unruhiger Erwartung. Sie sollte heute ihre Schwester kennen lernen, ihre Schwester, die sie nie gesehen, von der sie aber ein Bild der Liebe und Anmuth im Herzen trug, welches nur der Abglanz ihrer eigenen schönen Seele war.

Der Abend war schon tief hereingebrochen, als endlich der ersehnte Wagen anrollte. Marie flog die Treppen hinab! Ein junges, elegant gekleidetes Mädchen eilte ihr entgegen, und ergriff ihre Hand, Marie küßte herzlich den Mund des fremden Mädchens, das beschämt zurücktrat; es war Rosaliens Kammerjungfer.

Nun trat der Graf, Rosalie an seiner Hand, in den Flur; er führte die Schwestern einander zu, und weidete sein Auge an ihrer Umarmung.

Jede erkannte in der andern ihr ähnliches Bild, und Rosalie nach einem kleinen Besinnen in Marie die Nymphe des Felsens aus jenem Badeorte. Als es zu Erklärungen kam, fand es sich, daß Rosalie die Sängerinn gewesen, deren Stimme ihrer Schwester ahnungsvoll an das Herz gedrungen war.

Der Graf betrachtete über Tische schweigend seine Töchter; er schien Beide mit einander zu vergleichen; doch mußte auch er, wie jeder andere Beobachter, neben der größten körperlichen Aehnlichkeit, die höchste geistige Verschiedenheit an ihnen wahrnehmen. Beide waren schön — Rosalie jedoch die Schönere; Beide waren liebenswürdig; doch sollte sich der große Unterschied, welcher in ihrer ganzen Wesenheit herrschte, und der wohl nicht allein das Werk der Natur,

sondern die Frucht der ganz entgegengesetzten Erziehung war, erst im Laufe der folgenden Begebenheiten erweisen.

Als Marie sich später auf ihrem Zimmer allein befand, wußte sie nicht recht, ob sie mit dem Gewinn dieses Abends zufrieden sein könne, oder nicht. Es waren noch unbefriedigte Empfindungen in ihr, so viel war ihr klar. Sie stellte in ihrer süßen Bescheidenheit Rosalie viel höher als sich, und suchte die Quelle ihres leisen Unmuths in der Ueberzeugung, wie viel ihr noch fehle, um den Platz neben ihrer Schwester würdig einzunehmen. Sie setzte sich an ihr Clavier, und lockte antwortende Töne aus seinen Silberklängen, und jeder Mißlaut des Gefühls lösete sich hier in Harmonie.

Man richtete sich nun auf dem Schlosse besser ein, die Schwestern lernten einander näher kennen; doch jede von ihnen fand auf gewisse Weise etwas Anderes, als sie erwartet hatte. So anziehend Rosalie auch war (und das mußte ihr der schwärzeste Neid zugestehen), so sehr sie auch Marien mit Liebe entgegenkam, so lag dennoch etwas in ihrem Betragen, was dieser das Vertrauen unmöglich machte.

Marie, bei aller Innigkeit ihrer Gefühle, war oft wortarm und scheu gegen die gewandtere Schwester, dessenungeachtet enthüllte Rosalie ihr jedes kleine Geheimniß der jugendlichen Brust, wenn diese offenen Mittheilungen auch größtentheils unerwiedert blieben.

Rosalie hatte vermuthet, daß sie in Marie ein schlichtes Landmädchen finden würde; aber wie sehr erstaunte sie, als, bei aller Gerechtigkeit, die sie sich selbst widerfahren ließ, sie sich doch eingestehen mußte, daß ihr Marie an wahrer

Geistesbildung bei weitem überlegen sei, und an Talenten zum mindesten mit ihr wetteifere.

Mariens ganzes Wesen war ein Aushauch wohlwollender Güte. Demuth, Friedsamkeit, Geduld, diese schönen weiblichen Tugenden, die der Apostel Paulus als Früchte evangelischen Geistes nennt, und deren glänzende Reihe er mit der zartesten, der Keuschheit! abbricht, als gäbe es nach einem reinen Gemüthe, das die Verheißung hat, Gott zu schauen! nichts Höheres zu nennen — waren der Athem ihrer Seele. Marie übte Liebe, wie sie lebte.

Rosalie hingegen war sich ihrer Vorzüge bewußt, und eine stolze, wenn auch edle Absichtlichket leitete jede ihrer Handlungen. Eine gewisse vornehme Grazie verlieh ihr Anmuth und Würde, indeß Marie nur durch das heilige Geheimniß der Unschuld rührte. Rosaliens Wissen und Können war für die Forderungen der Welt berechnet; Mariens Bildung war ein sorgfältig gesammelter Schatz, der sie nie an stillen Freuden verarmen lassen würde. Rosalie hatte viel gelesen, Marie auch; doch Jede von ihnen auf andere Weise. Rosalie kannte die besten und neuesten Romane, und wußte sie recht artig zu beurtheilen; Marie liebte und las die Dichter mit Entzücken, weil sie in ihnen ihre eigenen dunklen Gefühle und Ideen oft so schön an das Licht gezogen, so wahr ausgesprochen fand.

Rosalie sprach mit einem angenehmen Organ sehr geläufig, nie kam ein unpassendes Wort über ihre schönen Lippen. Sie wußte allerliebst zu scherzen, und eine ergiebige Witzader stand ihr immer zu Gebot.

Marie redete wenig; aber wenn sie sprach, so hatten ihre Worte einen Ausdruck, der die innere Klarheit ihrer Gedanken gleichsam anschaulich machte. Rosalie spielte den

Flügel meisterhaft und sang wirklich schön; aber sie trieb die Musik mehr wie eine Fertigkeit, worin sie sich bewundern lassen könnte. Marien war sie eine himmlische Kunst. Sie spielte die Harfe (das Instrument ihrer Mutter), das reinste Naturgefühl begeisterte ihre Stimme; gleich der Nachtigall, welche sich im Schatten verbirgt, sang Marie nur, wenn sie sich allein glaubte, und Seufzer der Sehnsucht schwebten melodisch über ihre schüchterne Lippe. —

Rosalie zeichnete, malte in Oel, stickte vortrefflich, tanzte wie Terpsichore, und war eine geübte Reiterinn. Diese Talente zu erwerben, hatte es Marien an Gelegenheit gefehlt. Sie pflegte mit großem Glück des Gärtchens am Pfarrhause, und unter ihrer sorgfältigen Hand traten die schönsten Blumen ins Leben, welche ihre Schwester auf Papier oder Leinwand täuschend hinwarf. Vertraut mit den Engeln der Natur, welche die Lilie kleiden, und das Auge des Vergißmeinnichts beseelen — wandelte Marie wie Eva unter den Rosen ihres kleinen Paradieses.

Graf Goldin nahm mit großer Freude die Vollkommenheiten seiner Töchter wahr, deren Erziehern er sich hoch verpflichtet fühlte. Seltsam blieb es jedoch, daß er liebend sich mehr zu Marie hinneigte, obgleich Rosalie ihm ähnlicher gesinnt war.

Noch immer war der Graf ein leidenschaftlicher Nimrod, und Rosalie begleitete ihren Vater zuweilen auf die Jagd. Sein Blick ruhete dann mit väterlichem Wohlgefallen auf ihr, wenn sie neben ihm ritt, und nie gab es eine reizendere Amazone. Ihr Gesicht, von der scharfen Herbstluft hochgeröthet, mit dem Lächeln des Muthes, und Augen voll blinkender Pfeile, die braunen, flatternden Locken, ein loses Spiel des Windes, denen der schwarze Hut mit wehendem

Gefieder eine anmuthige Keckheit aufdrückte — das edle Pferd, welches stolz auf seine schöne Last dahin tanzte, und von kleinen, schneeweißen Händen leicht regiert ward —, dies alles war dem Grafen ein Anblick, wobei ihm das Vaterherz vor Vergnügen wallte.

Die Stunden, in welchen Rosalie ihrem Vater auf seinen Jagdzügen folgte, waren auch für Marie genußreich. Mit beflügelten Schritten eilte sie dann in das Pfarrhaus, um ihr kindliches Gemüth im Gespräch mit ihrem geliebten Lehrer zu letzen, und jedesmal kam sie gestärkt und getröstet zurück.

Es wurden nun große Zurüstungen zum Empfange der Baroninn Lozzo und ihres Sohnes gemacht, welche in einiger Zeit nach Wahlsen kommen wollten.

Aus Rosaliens öfteren und unverhehlten Aeußerungen war es Marien endlich hell geworden, daß ihre Schwester von der Baroninn, vielleicht auch von ihrem Vater für Victor bestimmt sei, und daß Rosaliens Neigung sehr glücklich mit dieser Absicht zusammentreffe.

Marie seufzte tief auf bei dieser Bemerkung. Wie sehr sie auch ihrer Schwester das Glück gönnte, die erste Liebe durch entsprechende Verhältnisse und durch die Billigung beider Eltern gekrönt zu sehen, so dachte sie doch mit Schmerz daran, wie ihr und Rosaliens ganz gleiche geschwisterliche Stellung zu Benno und Victor, doch in den Erfolgen so abweichend sein würde. —

Je näher die Ankunft der Lozzos heranrückte, desto unruhiger ward Rosalie. Sie drückte Marie zuweilen mit ungestümer Freude an ihre pochende Brust. Am Morgen des glücklichen Tages forderte der Graf Rosalie zu einer kleinen Jagdpartie auf; sie zögerte einen Augenblick. „Du

kannst ganz ruhig mitreiten," sagte der Graf mit errathendem Lächeln, „vor Sonnenuntergang können unsere Gäste nicht hier sein." Rosalie willigte ein. Es war ein schöner Septembertag. Die Luft wehete sanft, der Aether war fast durchsichtig klar; doch Marie fühlte sich beklommen, wie in der Vorempfindung eines Gewitters. Eine Bangigkeit, zu der sie sich keines Grundes bewußt war, trieb sie ohne Rast und Ruhe umher. — Sie ließ sich endlich ihre Harfe in den Garten bringen, und vor dem milden Zauber der Musik flohen die finstern Schatten, welche ihre Seele ängsteten. Das Haupt tief auf die Brust gelehnt, irrten ihre Finger regellos in den Saiten, und leise Töne begleiteten klagend und traurig die fernen Gedanken. So hörte sie es nicht, wie männliche Schritte heranrauschten, so merkte sie es nicht, daß ein junger schöner Mann sich ihr näherte. Er machte endlich ein Geräusch, um gesehen zu werden, und Marie fuhr erschrocken in die Höhe, als sie aufblickte, und der Officier, welcher sie in jenem Badeorte so angelegentlich verfolgt hatte, vor ihr stand. „Wahrscheinlich bin ich so glücklich, die Gräfinn Goldin vor mir zu sehen? —" hob er in froher Verlegenheit an.

„Ich bin Marie," antwortete die Bestürzte in lieblicher Verwirrung, „ja, ich bin die Tochter des Grafen Goldin," verbesserte sie sich; „und Sie, mein Herr?"

„Ich bin der Rittmeister Lozzo," entgegnete der Gefragte, und Marie bewillkommte nun den Geliebten ihrer Schwester mit all der Herzlichkeit, welche sie ihm als solchen schuldig zu sein glaubte.

Das Gespräch begann mit einer Verständigung über den damals angenommenen Namen Moller, es lief, von Heiter=

keit und Frohsinn unterhalten, einige Stunden fort, und der Nachmittag war dahin wie ein Augenblick. —

„Meine Mutter muß gleich hier sein,“ sagte Victor nach der Uhr sehend, und eben jetzt sprengten der Graf und Rosalie in den Schloßhof, gleichzeitig mit ihnen rollte die Equipage der Baroninn auf die Anfahrt.

Große Freude des Wiedersehens! — Graf Goldin stellte der Baroninn nun Marie vor, deren auffallende Aehnlichkeit mit Rosalie ihr im Voraus die Liebe der Baroninn erwarb. Sie wurde lebhaft an Clara, die sie wirklich geliebt hatte, erinnert, und fühlte sich tief gerührt.

Die Baroninn und ihr Sohn wollten einige Wochen in Wahlsen zubringen, und der Graf hatte alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt seiner Gäste durch Annehmlichkeiten der ersinnlichsten Art zu feiern.

Marie begegnete der Baroninn mit so vieler Ehrerbietung und gefälliger Zuvorkommenheit, wie es ihr gegen die zweite Mutter ihrer Schwester geziemend erschien, und mit Victor, den sie als den künftigen Bruder ansah, war sie unbefangen, voll holden Vertrauens.

Rosaliens Stimmung hatte indeß eine auffallende Veränderung erlitten; die Stunde, worin die Lozzos, dieser heißersehnte Besuch! angekommen, war ihre letzte heitere gewesen. Von jenem Tage an war ihr Benehmen ungleich, zuweilen ausschweifend lustig, dann wieder trübsinnig. Sie lachte hell auf, während ihre Augen in Thränen schwammen, und bitterer Spott drang nicht selten über ihre Lippen. Nur Marie, welcher überhaupt so Vieles räthselhaft erschien, bemerkte diese Seltsamkeit an ihrer Schwester, und daß eine Umwandlung mit Rosalie vorgegangen wäre.

Victor schien ziemlich unachtsam gegen Rosaliens fein aufmerkendes Betragen zu sein. Er war freundlich mit ihr wie ein Bruder; aber auch nur wie ein Bruder. — Rosaliens Augen, welche die Liebe schärfte, entging keine, auch nicht die kleinste Vernachlässigung.

Victor nahm nur zerstreut an jedem Gespräche Theil, in welches Marie nicht mit verflochten war; ein Wort von ihr seitwärts, wenn auch noch so leise, zu einem Andern gesprochen, brachte ihn um den ganzen Zusammenhang.

Sein Blick war nur beseelt, wenn er dem ihrigen begegnete; ein Herbstblümchen, das an Mariens Busen verblühete, war ihm ein Gegenstand heimlich neidender Bewunderung; doch Rosaliens schönsten Putz bemerkte er kaum.

Zu gelegener Stunde machte die Baroninn den Grafen mit ihrem Lieblingswunsche vertraut, daß aus ihren beiden Kindern, Victor und Rosalie, ein Paar werden solle.

Der Graf schwieg einen Augenblick. „Und wird,“ hob er endlich an, „nicht etwa nur Victors Wille, sondern auch sein Herz diesem Wunsche gehorsam sein, meine theuerste Freundinn? —“

„Es hat von jeher ein recht angenehmes Verhältniß unter den Beiden geherrscht,“ erwiederte sie ein wenig verlegen, „auch weiß Victor, daß es mein Tod sein würde, wenn er eine Andere, als meine englische Rosalie, mir als Tochter zuführen wollte. —“

Der Graf küßte ihr die Hand. „Meine besonnene Freundinn ist eine leidenschaftliche Mutter,“ sagte er lächelnd, „und Rosalie?“

„Rosaliens Herzens bin ich gewiß,“ versicherte sie, „es hängt nur von Ihrer Erlaubniß ab, daß sich Victor bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter bewerben darf.“

„Das wahre Glück meiner Kinder zu gründen, ist mein letztes, eifrigstes Bestreben hienieden;“ antwortete der Graf ernst und bewegt, „lieben sich Victor und Rosalie genug, um dieses Glück in ihrer Vereinigung zu finden, so könnte mir kein Schwiegersohn willkommener sein, als der einen Namen trägt, den die tiefste Hochachtung, die wärmste Dankbarkeit, mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz geschrieben. Ich wüßte, welcher Tugenden Erbe der Gatte meiner Tochter wäre. —“

Die Baroninn umarmte nun thränenden Auges den Grafen. Man war vergnügt und überlegte alles Weitere! Victor sollte vorerst noch einige Jahre seine militärische Laufbahn verfolgen, sich höheren Rang erwerben, alsdann den Abschied nehmen und die Regierung sämmtlicher Güter antreten. Alles war nun in Richtigkeit — bis auf die Hauptsache. Arme Rosalie! —

Die Zeit, welche die Baroninn in Wahlsen zubringen konnte, war verflossen. Sie bestimmte ihre Abreise. Erblaßt stand Rosalie — erblaßt auch Marie an dem Wagen, in welchen die lieben Gäste einstiegen.

Es war Marien nun nicht mehr zweifelhaft, daß sie Rosaliens unschuldige Nebenbuhlerinn, daß sie es sei, welche der theuren Schwester das Liebste raubte, ohne Gewinn für sich selbst. Sie schauderte bei diesem Gedanken, und näherte sich von nun an nur furchtsam Rosalien; und diese fand darin den stärksten Beweis für ihren Argwohn und für Mariens Schuld.

Als die Baroninn Lozzo die kleine Rosalie in ihr Haus aufnahm, wurde Victor auf eine entfernte Schule gebracht, wo er unter einer zwar strengen, aber sehr einsichtsvollen Leitung stand und die sorgfältigste Bildung erhielt. Höchst selten, und nur auf kurze Zeit konnte er seine Eltern besuchen; Rosalie blieb ihm daher ziemlich fremd, und es trat nie unter ihnen ein ähnliches, geschwisterliches Verhältniß ein, wie es zwischen Benno und Marie Statt fand. Wenn die Baroninn, deren Schooßkind Rosalie war, sich gegen ihren Gemahl beklagte, daß es ihr nicht gelingen wolle, ihre beiden Lieblinge in holder Vertraulichkeit zu befreunden, woraus sie denn einen befürchtenden Schluß für die Zukunft zog — und sie hatte sich die Idee fest in den Kopf gesetzt, daß Victor und Rosalie sich einmal heirathen sollten —, so beruhigte der Baron seine Gattinn, versichernd, daß dies grade ein gutes Zeichen wäre. Man fände in der Regel, daß ein ruhiger, geschwisterlicher Umgang jene Liebe verbanne, welche in Sehnsucht, doch nie in Sicherheit des Besitzes erwacht. —

Im zartesten Jünglingsalter trat Victor in das Militär ein, und kam in eine von der Hauptstadt entlegene Garnison. Hier hatte er das Glück, in einem würdigen Gelehrten einen alten Freund seines Vaters zu finden. Er wurde in der Familie dieses angesehenen Mannes, so oft er dieselbe besuchte, mit Freuden aufgenommen, und die Freundschaft der Väter ging in einem noch wärmeren Grade auf die Söhne über.

Der junge Adler (dies war sein Name), ein edler Enthusiast, riß oft Victor, in dessen Seele der Funken einer schönen Begeisterung glomm — in gleichem Feuer mit sich fort. Jede Stunde, welche Victor seinen militärischen Pflich-

ten abgewinnen konnte, brachte er, den Spott seiner Cameraden nicht achtend, bei seinem Freunde zu, und die Jünglinge strebten gemeinschaftlich, sich fortzubilden.

Der Baron Lozzo war entzückt, wenn die Briefe seines Sohnes ihm den Beweis gaben, daß dieser Umgang der Ausbildung seines Sohnes förderlich sei und wie ein schützender Cherub die Reinheit seiner Sitten bewahre. Die Briefe Victors wurden oft mit väterlichem Stolze bei Tische vorgelesen und regten eine leise Bewunderung, ein zartes, jungfräuliches Interesse in Rosalie an.

Die beiden Freunde, welche im Frühlinge des Lebens standen, wo die Natur auch knospende Gefühle entfaltet — unterhielten sich oft in einsamen Gesprächen über die Liebe. Adlers Schwärmerei steckte Victor an, und er schuf sich ein Ideal, woran seine Phantasie träumerisch arbeitete und welches ihn gegen Verderbniß des Geschmacks, gegen fade Liebeleien schützte.

Der junge Adler ging auf Reisen, und kurze Zeit darauf wurde das Regiment, bei welchem Victor stand, in die Nähe der Residenz verlegt. Bald nach seiner Ankunft im neuen Standquartiere nahm er auf einige Monate Urlaub, um seine Eltern, welche er mehrere Jahre nicht gesehen hatte, zu besuchen. Unbeschreiblich war der Triumph des Vaters, die Wonne der Mutter, als der Jüngling, der ihr Sohn war, mit dem Körper eines Antinous, in dem ein freier, edel gebildeter Geist wohnte, mit der anmuthigsten Leichtigkeit in Bewegung und Sitten vor ihnen stand. Rosalie erröthete bei seinem Anblick, der ihre hochgespannten Erwartungen übertraf, schön wie eine Braut.

Auch Victor beugte sich ehrerbietig vor dem reizenden

Mädchen, das ihn an der Hand seiner Mutter begrüßte. Er würde Rosalie kaum wieder erkannt haben.

Ein feiner, jungfräulicher Tact ließ Rosalie sehr bald inne werden, daß sie Victor anders behandeln müsse, als alle übrigen Männer, welche ihr, der schönen, geistreichen Erbinn eines ansehnlichen Vermögens, fast ohne Ausnahme huldigten, und sein ruhiges, sich stets gleichbleibendes Betragen steigerte ihren Wunsch, seine Eroberung um jeden Preis zu machen, bis zur Leidenschaft.

Victor konnte zwar Rosalien weder Beifall noch Achtung versagen, ja, er fand sogar bei näherer Bekanntschaft einige Züge seines Ideals in ihr — aber das Ganze lebte doch unerreicht und unverwirklicht in dem Heiligthum seiner Seele.

Rosalie war jetzt nicht mehr so heiter und unbefangen als sonst. Sie fühlte zum ersten Male die Liebe; aber nicht in ihren Entzückungen, sondern in ihren Qualen, und sie entzog der vertrauten, mütterlichen Freundinn den Anblick ihrer Gefühle nicht. —

Der Baron hatte oft und mit Nachdruck seine Frau gewarnt, kein Wort von ihrem Lieblingswunsch gegen Victor zu verrathen, die jungen Leute sich selbst zu überlassen und sich nicht geschäftig in das Spiel der Natur zu mischen; ja, er hatte ihr vorhergesagt, daß sie im entgegengesetzten Falle ihrem Zwecke zuwider handeln würde. Aber die Baroninn achtete nicht auf diesen verständigen Rath, und das kecke Schifflein ihrer Klugheit scheiterte an einer Klippe, die mit schweigsamer Ruhe zu vermeiden gewesen wäre. — So machte sie einst in einer traulichen Stunde ihren Sohn mit dem Beschlusse bekannt, daß er sich mit Rosalien verbinden solle, wolle er seine Eltern in dem innigsten Verhältniß

seiner Zukunft beglücken. Nicht als Wunsch, sondern als Gebot, wie es in ihrem Innern fest stand — trat dieser Vorschlag über ihre Lippen; doch kaum war das voreilige Wort gesprochen, als die Baroninn auch über ihre eigene Unbesonnenheit erschrak; denn Victors Gesicht war der Spiegel eines äußerst widrigen Eindrucks, den ihre Rede in ihm hervorgebracht hatte. — Sie lenkte schnell ein und suchte dieser ernsthaften Sache eine scherzhafte Wendung zu geben; lächelnd meinte sie, die Verbindung mit Rosalie könne nur in dem Falle ihr Wunsch und Wille sein, wenn seine Neigung nicht etwa schon auf einen andern Gegenstand gerichtet wäre. Dies verneinte Victor bestimmt. Sie werde, fuhr die Baroninn fort, ihm niemals Zwang anlegen, hoffe aber, daß er nicht grade deshalb, weil sie sich durch diese Wahl glücklich und für ihre mütterliche Sorge belohnt fühlen würde, ein Mädchen verschmähen wolle, das die gefeierte Blume der Residenz sei, das keines Vorzugs weder der Natur noch des Glückes ermangele, und das, gekannt von ihr, in dem größeren Werthe einer schönen Seele, eines zärtlichen Herzens, ihm nur allein ihre Mutterliebe gönnen möchte. Die Baroninn schwieg nunmehr unter Thränen, als hätte der weigernde Blick ihres Sohnes sie schon gekränkt.

Victor war uneins mit sich selbst. Er überlegte still für sich; der Wunsch seiner Mutter rührte ihn, und für Rosalie sprach kein wärmeres Gefühl in seiner Brust als das kindliche. „Es ist auch wahr,“ sagte Victor am Schlusse seiner langen Selbstbetrachtung und strich sich mit der flachen Hand über die krause Stirn —, „es ist auch wahr! wüßte ich nicht, daß mir Rosalie bestimmt sei, und daß es mich keinen andern Gang, als den an den Altar

kostet, mich in ihren Besitz zu setzen —, so würde ich mich vielleicht mit eben solcher Beflissenheit um ihre Gunst bewerben, als es mir jetzt gleichgültig ist zu sehen, daß sie mir wohl will. — Ach! solch ein glänzendes, allbewundertes Wesen war es nimmer, was meine Seele sucht und liebt! — Du holdes Bild meiner Sehnsucht! Du blickst mit einer Engelsmiene und schmiegst Dich voll stiller Anmuth in Dich selbst! warum lebst Du nur in meinen Träumen? — So gäbe es denn wirklich kein schönes Mädchen, dem die Künste der Gefallsucht fremd wären und das nur der Liebe eines treuen Herzens bedürfte, um glücklich zu sein? — Gieb es auf, armer Victor! gleich einem irrenden Ritter das Leben daran zu setzen, dies Blümchen Wunderhold zu finden! — Aber, wenn mein Dasein mir selbst auch unbefriedigend wäre, sollte es mir verloren sein, da es theure Wünsche zu erfüllen vermag? — O meine Mutter! Dich kann ich erfreuen und ich zögere? — Sollte denn der kräftige Wille, der bleibende, nicht über ein Gefühl den Sieg davon tragen, welches ein flüchtiges Kind der Zeit ist? — Wohlan! ich will mich Rosalien nähern, vielleicht wird mein guter Vorsatz belohnt, und ich lerne anziehende Eigenschaften kennen, welche mir bisher entgingen."

Victor hielt diesem Entschlusse Wort. Die glückliche Rosalie glaubte, ihre kleinen Künste hätten ihn gefangen; doch Victor machte sie unvermerkt mit seinen Forderungen an weibliche Bescheidenheit bekannt, die ihr überspannt vorkamen. Aber Victor, ein Sonderling in ihren Augen, war es auch in der Liebe.

Ihr Betragen ward in dem Grade weiblicher und einfacher, als er sich ihr näherte. Sie beschränkte sich täglich

mehr auf seinen Umgang, und ward ihm dadurch immer werther.

Die Zeit des Urlaubs war nun zu Ende; man trennte sich, von Seiten der Baroninn und Rosaliens mit süßen Hoffnungen — die Victor zu erfüllen gedachte.

Nach Jahresfrist wurde Victor in die Hauptstadt versetzt, wobei er, begünstiget durch die Verhältnisse seines Standes, zum Rittmeister avancirte, obgleich er noch sehr jung für diesen Grad war. Nun glaubte alle Welt, seiner Verbindung mit der schönen Gräfinn Goldin stehe nichts weiter im Wege, man sah Beide längst für ein heimlich verlobtes Paar an; aber die erwartete Anzeige blieb noch immer aus.

Victors Empfindungen für Rosalie waren wirklich wärmer geworden. Er fand sie liebenswürdiger als sonst; doch hielt ihn eine geheime Gewalt von jeder bindenden Erklärung ab.

Einer Kränklichkeit wegen mußte seine Mutter das Bad zu **** besuchen. Victor und Rosalie sollten sie begleiten, um ihr den Aufenthalt daselbst zu versüßen, und hier war es, wo Mariens holde Erscheinung die Täuschung seines Herzens verschwinden machte, und die Plane der Baroninn, so nahe ihrem Ziele schon! durchkreuzte.

Als an jenem Morgen, wo die Gesellschaft auf dem Felsen frühstückte, Marie in glühender Scham an ihr vorüberschwebte, traf zufällig ihr grüßender Blick Victors Auge. Er erschrak; der tiefste Funken seines Wesens entglomm an diesem milden Strahle, und aus Rosaliens ihm nun liebgewordenen Zügen lächelte ihn der an ihr schmerzlich vermißte Geist sanfter Demuth, schüchterner Weiblichkeit an. Er wurde zerstreut, er fühlte sich verletzt, als einige Herren aus der Gesellschaft über die schöne Waldnymphe spotteten,

und Rosaliens helles Gelächter, welches er so oft gehört hatte, ohne Arges dabei zu denken — dünkte ihm zum ersten Male unzart und frivol.

Er brachte den Tag in einer sonderbaren Stimmung einsam und gedankenvoll hin und vermied es heute Rosalie zu sehen. „Ich will dieses Wesen näher kennen lernen!" nahm er sich vor, „vielleicht ist es ein unbedeutendes Geschöpf, dem die Ueberraschung des Augenblicks Reize lieh, welche ich vergebens an ihm suchen würde."

Schon am folgenden Morgen gelang es ihm, Mariens Aufenthalt zu erforschen. Er trat in das Häuschen, wo sie wohnte, und ein Glas Milch, welches er trank und reichlich bezahlte, gab ihm Gelegenheit, sich mit der Wittwe ganz unbefangen, wie es schien, über ihre Hausgenossen zu unterhalten. Die Frau ergoß sich in Wallers und Mariens Lobe. „Es müssen Herrnhuter sein," sagte sie geschwätzig, „denn noch kein unschönes Wort habe ich von ihnen gehört; das Mädchen aber ist ein heiliger, himmlischer Engel, man wird schon fromm, wenn man es nur ansieht."

Victors Herz schlug heftig; mit halber Stimme fragte er nach dem Namen von Mariens Vater.

„Er läßt sich Herr Professor Moller nennen;" antwortete die Bäuerinn, „doch das Töchterchen wird gehalten wie eine Gräfinn, und der Vater möchte sein schönes Kind am liebsten in Baumwolle wickeln. Dafür hat auch die hübsche Kleine Händchen so superfein und weiß, wie die wächserne Mutter Gottes in der Sanct Annenkirche, und als ich neulich sehr früh die Treppe hinaufschleiche, weil ich denke sie schlafen noch, und in eine Spalte der angelehnten Thür sehe, steht sie da und wäscht sich, und von ihrem Halse blitzt ein Bildniß, mit solchem Gefunkel besetzt, wie unsere

gnädigste Dame nur an hohen Festtagen auf dem Kopfe trägt."

„Ein Bildniß?" fragte Victor erschrocken.

„Ja," erwiederte die Wittwe, „es mochte wohl die Jungfrau Maria sein; obgleich ich nicht mit Gewißheit sagen kann, weß Glaubens sie sind."

Diese Berichte spannten Victors Neugierde nun um so höher, und er sparte weder Zeit noch Mühe, um Marie und ihren Vater näher kennen zu lernen. Der Erfolg seiner Bestrebungen war zwar nicht ganz erwünscht; doch was er von Marie sah und hörte, überzeugte ihn immer mehr, daß er sein Ideal gefunden habe. — Die Heftigkeit, womit er seinen Gegenstand verfolgte, beschleunigte Wallers Abreise, und Marie nahm Victors Ruhe mit.

Es konnte der Baroninn so wenig als Rosalien entgehen, daß es mit Victor anders geworden wäre; nur die Ursache von dem plötzlichen Wandel seiner Laune, blieb ihnen ein quälendes Räthsel. Stunden lang saß er in der tiefsten Zerstreuung; die feinsten Neckereien Rosaliens gingen an ihm verloren, ihr Aufwand von Witz war umsonst, ja, ihm oft sogar zuwider. Unvermerkt hatte durch diese wunderliche Sinnesänderung ihres Freudenschöpfers die Heilquelle eine schale Bitterkeit angenommen, ein Instinct der Eifersucht trieb Rosalie von hinnen, und die Baroninn, eine stets folgsame Mutter ihrer Pflegetochter, beschloß alsobald abzureisen.

Kaum waren sie in der Residenz angekommen, als auch Graf Goldin dort erschien, seine Tochter abzuholen. Triumphirend in stolzer Freude, führte die Baroninn Rosalie ihrem Vater zu, und der Abend wurde ein schönes Familienfest. Mit einem ahnungsvollen Antheil hörte Victor den Grafen von seiner zweiten Tochter erzählen. „Es ist meine

Clara!" rief der Graf aus, „sie ist mir wiedergeschenkt; o! möchte sie nur glücklicher sein als ihre Mutter! —"

Als Rosalie mit ihrem Vater abgereist war, machte die Baroninn, durch das schmerzliche Vermissen ihres Lieblings aufgeregt, ihrem Sohne oft Vorwürfe, daß er das liebenswürdige Mädchen durch Versäumnisse mancherlei Art gekränkt hätte. Mit siegender Beredtsamkeit hielt sie ihm vor, was er an der unvergleichlichen Rosalie gesündiget, und setzte ihm stündlich die Vorzüge derselben aus einander. Die Zeit bot ihr hülfreiche Hand, das abgewendete Herz ihres Sohnes Rosalien wieder zu gewinnen, und der Madonnenschein seiner Badeheiligen erblaßte wirklich ein wenig.

Die Baroninn und Victor wollten nun versprochenermaßen nach Wahlsen abgehen. Der Rittmeister, welcher nicht gern im verschlossenen Wagen saß, wirkte sich bei seiner Mutter die Erlaubniß aus, sie zu Pferde begleiten zu dürfen, und so kam es denn, daß er um einige Stunden früher dort eintraf, weil die Baroninn unterweges eine ihr bekannte Familie fand, mit der sie sich verweilte.

Victor sprengte auf den Schloßhof; ein herzueilender Bedienter sagte ihm: Der Herr Graf und Comteß Rosalie seien auf der Jagd; Comteß Marie aber werde er im Garten finden. Victor eilte mit schnellen Schritten bald diesen Gang hinab, bald jenen hinauf; hier war sie nicht, dort auch nicht. Endlich stand er still und horchte. Der Ton einer Harfe schlug an sein Ohr, ein leiser, melodischer Gesang drang näher noch zu seinem Herzen — diese sanften Silberglockenklänge leiteten ihn zu dem Eingang einer Laube, worin ein Mädchen saß. Der ganze Himmel senkte sich in Victors Seele, Comteß Marie — war Marie Moller! —

Diese Entdeckung beglückte ihn unaussprechlich; ein mäch-

tiges Gefühl hob ihn hoch über jeden Zweifel, jede Unruhe empor. Kein Gedanke, daß seine Mutter der Verbindung mit Marie durchaus entgegen sein könne, störte sein reines Entzücken.

Reize und Vorzüge, deren sich Rosalie erfreuen konnte, schmückten ja auch Marie, und der Graf selbst gab dieser Tochter das Zeugniß der Vortrefflichkeit. Eins mit sich selbst, stolz auf seine Wahl, verschmähete er es sich zu verstellen, und die Liebe legte in jeden seiner Blicke, in jeden Athemzug eine Huldigung für Marie.

Rosalie war wie vernichtet. Bei aller Stärke der Eigenliebe, und trotz der langen Gewöhnung an den Gedanken von Victors Ergebenheit, konnte sie es sich nicht länger verhehlen, daß er für sie verloren war, daß er ihre Schwester liebe, Marie — welche sie so tief unter sich glaubte! — Es war das erste Mißgeschick ihres Lebens, und der Schmerz erfaßte sie an der weichsten Stelle ihres Herzens.

Ihr jungfräulicher Stolz erwachte, sie zog sich allmählich von Victor zurück; er bemerkte es nicht einmal. Sie zwang am Tage die widerstrebenden Lippen zu heiterem Gespräch und Lachen, und weinte still unter dem Schleier der Nacht. Sie spottete über die entfliehenden Rosen der Wangen, und kleidete sich sorgsamer als jemals.

Der Baroninn war oft unheimlich zu Sinne, wenn sie das Treiben der jungen Leute beobachtete. Sie streichelte dann wohl mit fragender Geberde Rosaliens blasses Gesicht; doch diese verbarg geschwind die schwellenden Augen in einem Handkuß.

Tages zuvor, ehe die Lozzos von Wahlsen abreisten, gelang es Victors unablässigem Bemühen, Marie allein zu treffen. Er fand sie im Eßsaal, wo eine kleine Anordnung

sie noch beschäftigte, während der Graf und die Baroninn in den Garten gegangen waren.

Den Werth dieser kostbaren Augenblicke erwägend, entdeckte er Marie die längst genährte Liebe, und bat mit flehendem Tone, sie möchte ihn nicht ohne ein Zeichen der Hoffnung von sich lassen.

Marie stand erstarrt. Mit zitternder Stimme brachte sie nur die Worte hervor: „Mich — mich lieben Sie?“ welche ihm alles hätten sagen können, wenn Victor jetzt nicht für jede Erklärung taub gewesen wäre, außer der, die sein Glück mit leidenschaftlichem Ungestüm forderte.

Ein Geräusch in der Nähe störte die für Marie so peinliche Unterhaltung, es war ihr, als hätte sie einen tiefen, schweren Seufzer vernommen. —

Victor mußte abreisen, ohne seiner Sache gewiß zu sein.

Als die Baroninn auf dem weiten Wege zur Heimkehr Muße fand, sich ihren Betrachtungen zu überlassen, drängten sich ihr unerfreuliche Gedanken auf. Sie erwog und prüfte alles genau, und kam der Wahrheit so ziemlich nahe. Das Resultat ihrer Combinationen war, daß es im schlimmsten Falle noch nicht das größte Unglück wäre, wenn Victors Wahl und Neigung die eine Schwester mit der andern vertauschte. Auch Marie Goldin war und blieb eine wünschenswerthe Partie, wenn gleich durch diesen Wechsel das liebste ihrer Luftschlösser zerfiel.

Wie reizend hatte sie sich das Verhältniß der Zukunft geträumt, worin Rosalie ihre Schwiegertochter sein würde! Wie schrecklich war ihr die Möglichkeit, diesen Liebling an einen andern Mann als Victor, verheirathet, vielleicht weit entfernt von der Hauptstadt und außer allem Zusammenhang mit der mütterlichen Freundinn, zu wissen! —

Die Baroninn kam sehr verstimmt und verdrießlich in der Heimath an, und Victor wagte es vorerst nicht, sich ihr zu nähern.

Als die Gäste fort waren, kam in Wahlsen alles wieder auf den alten Fuß. Der Graf ging täglich, wenn es ihm das Wetter nicht allzuarg machte, auf die Jagd; doch Rosalie war jetzt selten geneigt, ihren Vater auf seinen Waidzügen zu begleiten. Sie selbst fühlte den Pfeil im Herzen. Die Aermste hatte in einem anstoßenden Gemache jene Erklärung von Victors Liebe für ihre Schwester gehört, und wie flüchtig diese Unterredung auch gewesen, sie hatte dennoch das letzte Hoffen Rosaliens zerstört, und ein langes, tiefes, wenn auch verschwiegenes Leiden in ihr zurückgelassen.

Marie brachte jede ihr vergönnte Stunde bei dem Prediger zu, welcher merklich schwächer wurde, so daß er sein Amt nicht mehr verrichten konnte. Der Substitut versah seine Functionen, wenn er auch seine Stelle nicht ersetzte.

Victor hatte während seiner Anwesenheit in Wahlsen den Prediger oft besucht, und dem Erzieher Mariens die tiefe Verehrung gezeigt, welche er in der That für ihn fühlte. Ohne daß es Waller auffallen konnte, wußte er geschickt das Gespräch auf Marie zu lenken, und diese Saite bedurfte nur der leisesten Berührung, um laut und lobtönend anzuschlagen. So erfuhr Victor von dem arglosen Kranken die Geschichte von Mariens Kindheit, den Gang ihrer geistigen Entwickelung, den Umfang ihrer Talente, welche ihre Bescheidenheit sorgfältig verbarg.

Waller war ganz bezaubert von Victors solider Denkart; er erstaunte über die Kenntnisse, den wissenschaftlichen Geschmack des jungen Officiers, und insgeheim dauerte es ihn,

daß diese Perle des Adels und der Männer nicht seiner Marie zufallen solle. —

Als diese eines Tages bei dem Prediger war, nannte er zufällig Victors Namen. Marie erröthete, Waller bemerkte es. „Höre, mein Kind,“ begann er, „wie ruhig würde ich aus der Welt gehen, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, Dir diesen vortrefflichen jungen Mann zuzuführen und Dein Herz in Liebe für ihn zu stimmen. Ich weiß doch wirklich nicht, ob die kältere, künstliche Rosalie seinem Charakter zusagen werde. —“

Marie schwieg; ihr Blick suchte verdüstert den Boden, und Waller nahm ein anderes Gespräch auf.

Rosalie war jetzt das Spiel der quälendsten Empfindungen. Gekränkter Stolz, verletzte Eigenliebe, heftige Eifersucht, empörte Scham über früheres Entgegenkommen wühlten ihr das ruhelose Herz auf, und aus diesem Chaos der Gefühle arbeitete sich mächtig der Wunsch hervor, daß es ihr möglich sein möchte, Victor und seine Mutter glauben zu machen, als habe sie ihn nie geliebt, nie im Ernst auf seine Hand gerechnet.

Ihr gewandter Geist unterstützte sie in dem Bestreben der Täuschung, und die Wunden der zerrissenen Seele blieben ein Geheimniß. — Gegen die Baroninn empfand sie die schärfste Bitterkeit und sprach oft im Gefühl ihres Unmuths zu sich selbst: „Hätte mich ihm die Mutter nicht gleichsam aufgedrungen, und so meiner Person allen Reiz und Werth genommen —, er würde mich geliebt haben, wie er Marie liebt, und ich wäre glücklich! —“

Die Erfahrung, daß Eltern und Erzieher höchst selten von ihren Kindern oder Pfleglingen für eine Liebe, welche mehr den Charakter der Schwäche, als den der Würde trägt,

sich einer dankbaren Anerkennung zu erfreuen haben, bestätigte sich auch hier.

Rosalie gab der Baroninn und ihren geschäftigen Operationen alles Leid schuld, was in dieser rückgängigen Liebesgeschichte über sie gekommen war, während Victor noch einen Fürsprecher in ihrem Herzen hatte. Sie schrieb jedoch sehr häufig an ihre Pflegemutter; ihre Briefe waren heiter und witzig, voll launiger Erzählungen. Sie scherzte auf die möglichst unbefangenste Weise über Victor. Die Thränen, auf die Hand niederrollend, welche die lügende Feder führte, sah ja die Baroninn nicht. Nach und nach ging Rosalie in den fortgesetzten Briefen mit einer Feinheit, wozu ihr innere Angst die Fähigkeit verlieh, in einen Ton über, in welchem sie sogar die Idee der Baroninn, sie mit Victor zu verbinden, erwähnen konnte.

Sie sprach von diesem Plane, wie von einem längst verschwundenen Traume, der bloß dazu gedient habe, ihrem Zusammenleben mit Victor mehr Interesse zu geben — sie spottete darüber. Dagegen erwähnte sie mit steigender Wärme des jungen Baron Wollrand in Holzhausen, der sich angelegentlichst um sie bewürbe. Sie rühmte seine persönlichen Eigenschaften, den Glanz seiner Verhältnisse, und deutete immer näher darauf hin, wie bald es sein könne, daß dieser ritterliche Freier ihr Ja davon trüge. —

Die Baroninn erstarrte bei dem Lesen dieser Briefe. Wie war es möglich, daß ein Zeitraum von einigen Monaten nur ein Gefühl gleichsam mit der Wurzel aus Rosaliens Herzen reißen konnte, welches, sorgfältig genährt und gepflegt, das tiefe Leben in jugendlichen Trieben der Liebe, der Hoffnung entwickelt hatte? — Nein! ein giftiger Thau war auf die schönste Blüthe ihrer Freuden gefallen, daß sie verwelkte.

Die Mutter Victors fühlte sich durch Rosaliens Unbestand beleidiget, und in solch einer erbitterten Stimmung war es, wo ihr Sohn sein Glück zu versuchen kam, ob er die Mutter seinen Wünschen geneigt machen könne. Sein Genius flüsterte ihm Muth zu, der Stern dieser Stunde stand seiner Absicht günstig. Er trug der Baroninn die Sache zwar mit kindlicher Ehrfurcht, aber auch mit dem Ausdruck einer entschiedenen Neigung vor.

Die Baroninn war nicht unvorbereitet zu dieser Erörterung; sie hatte, laut Rosaliens eigenen Zeugnissen, nichts mehr für ihren Plan zu hoffen, daher machte sie zum bösen Spiele gute Miene und durch ihre freundliche Gewährung sich ein Verdienst bei dem Sohne. Das hatte Victor nicht erwartet! Das übertraf seine kühnsten Hoffnungen so weit, daß er sprachlos stand. Endlich fiel er seiner Mutter um den Hals und verbarg das brennende Auge an ihren Busen, wie er als Kind gethan, wenn er beschämt sich eines Fehlers gegen die Mutter bewußt war und ihr mildes Vergeben ihn rührte. — „O meine Mutter!" rief er, „wie sehr habe ich Sie verkannt! Wie wenig bin ich dieser Güte würdig! Sie opfern mir in mütterlicher Selbstverleugnung den liebsten Wunsch — —"

Die Baroninn gerieth bei der dankbaren Ekstase ihres Sohnes in Unruhe. Sie fühlte, daß sie nicht ganz wahr gegen ihn sei — ein offeneres Bekenntniß hätte einen schmerzenden Dorn aus Victors Gewissen gezogen; doch würde sie ihm ihre Einwilligung jetzt nicht versagt haben, selbst wenn Rosalie treuer gewesen wäre.

In Wahlsen, wohin schon am folgenden Morgen Victor aufbrach, stand es nicht so gut. Wenn es auch Rosalien gelungen war, den Vater zu täuschen hinsichtlich ihres Ver-

hältnisses zu Victor, so war ihr Bemühen doch weniger erfolgreich bei der Schwester gewesen. Marie, selbst liebend und leidend, erkannte Rosaliens Liebe und Leid auch durch den Schleier, den die Verstellung gewoben.

Ihrer genauen Beobachtung entging es nicht, daß ein nagender Kummer an Rosaliens Kräften zehre; sie sah, wie die Blüthe ihrer Jugend, als habe ein starker Nachtfrost sie getroffen, hinwelkte, und litt nicht weniger dabei. Auch der Graf betrachtete zuweilen mit Blicken voll stiller Sorge seine vergehende Tochter; doch Rosalie beruhigte alsdann ihren Vater, indem sie sagte, der Winter sei ihr niemals zuträglich gewesen, allein der Frühling lasse sie, wie eine Vegetabilie, stets von neuem wieder aufleben.

Victor langte auf den Flügeln der Freude in Wahlsen an. Dem Grafen, dem der junge Mann sehr wohl gefiel, und in welchem sich ein Bedürfniß nach häuslicher Unterhaltung regte, das seine Töchter nicht ganz befriedigten, war er ein willkommener Gast, Rosalien und Marien eine Erscheinung des Schreckens. Victor sah betroffen von der einen Schwester nach der andern. Der Himmel von Mariens Augen hatte sich getrübt, in ihren weichen Zügen lag ein schwerer Kummer, und Rosalie glich einer verblühenden Rose, welche den Wurm im tiefsten Busen trägt. Sein Blick ruhete verdunkelt auf dieser schönen, leidenden Gestalt, und ein leiser Selbstvorwurf legte den sanftesten Ton in die theilnehmende Frage, ob Rosalie krank wäre? Sie wollte lächelnd antworten, aber nur ein stummer Ausdruck des Grams schwebte auf ihren Lippen.

Am andern Morgen bat Victor den Grafen um die Erlaubniß, sich um die Hand seiner jüngsten Tochter bewerben zu dürfen. Graf Goldin glaubte nicht recht verstanden zu

haben. Er schwieg zweifelhaft, und fast zu lange für den Beweis der Geneigtheit. Victor ward unruhig; er wiederholte seine Bitte, nannte Mariens Namen und gab nähere Umstände seiner Liebe an. Jetzt begriff sich der Graf; es tagte ihm vor der Seele. Eine dämmernde Vermuthung, daß zurückgesetzte Zärtlichkeit, getäuschtes Hoffen, das stolze Herz Rosaliens gebrochen, ließ ihn den Grund errathen, warum sie sich härme. Er öffnete den Mund, um die Voraussetzung auszusprechen, daß Victor unfehlbar einig mit Marie sei.

Victor gerieth in Verlegenheit; er mußte diese Frage verneinen. Der Graf athmete auf. Er versicherte den Rittmeister, dem er herzlich gewogen war, seines Segens, und verwies ihn an sein gutes Glück.

Seit einiger Zeit war Marie an ihrer Schwester irre geworden. Rosalie schien sich wirklich für den nachbarlichen Baron Wollrand, dessen sie in den Briefen an ihre mütterliche Freundinn so bedeutsam erwähnte, zu interessiren. Die anziehende Freundlichkeit, mit der sie sich bei den öfteren Besuchen des jungen Edelmannes seiner Unterhaltung hingab, die Art, wie sie kleine Neckereien ihres Vaters über diesen Gegenstand aufnahm, ließen den Grafen wie Marien glauben, daß Rosalie bei einer ernstlichen Bewerbung nicht Nein sagen werde. Und diese Katastrophe schien — nicht ohne aufmunternde Schritte von Seiten Rosaliens — sich sichtlich zu nähern; denn Baron Wollrand kam und ging jedesmal verliebter.

Nach Mariens jungfräulichen Begriffen wäre ein solches Benehmen durchaus unverträglich mit der heimlich glimmenden Leidenschaft für einen Andern gewesen. Sie hatte keine Ahnung von den arglistigen Künsten der Coquetterie, sie

wußte nicht, daß die Versündigung an der Ruhe eines edlen Mannes und das grausame Spiel mit derselben Rosalien nicht als ein Verbrechen, sondern als Nothbehelf für ihren schwer beleidigten Stolz erschien.

So hatte denn Marie, ihrer letzten Ansicht nach, nur mit ihrem eigenen Herzen Rücksprache zu nehmen, als Victor ihr noch einmal die heißeste Liebe erklärte, und das weiche Mädchen, welches dieses Geständniß mit Beben aufnahm, flehend beschwor, die Seinige zu werden.

Marie hegte wohl nicht die leiseste Hoffnung, dem Freunde ihrer Jugend einst als Gattinn angehören zu dürfen, beinahe zweier Jahre Entfernung hatte den Gefühlen für ihn etwas mehr Ruhe beigesellt. Sie schätzte den edelmüthigen Victor sehr hoch; sie empfand seinen Werth. Der Prediger wie ihr Vater, die beiden höchsten Autoritäten ihres Vertrauens wie ihrer Hochachtung — stellten ihre Zuversicht fest, daß die Gefährtinn seines Lebens sich einer sicheren Führung überlasse, welchen Grund hätte Marie noch gehabt, die dargebotene Hand auszuschlagen? — Daß sie ihn nicht liebe? Dasselbe würde auch bei allen folgenden Bewerbern der Fall gewesen sein, und Victor war ein sehr vorzüglicher junger Mann. So bat Marie ihn nur, sie nicht zu drängen und ihr in der wichtigsten Angelegenheit eine kurze Frist zu ruhiger Berathung mit sich selbst zu gönnen.

Marie war das Herz unsäglich schwer. Sie wollte in ihr einsames Zimmer sich verschließen, als eine Botschaft aus dem Pfarrhause, daß der Prediger wahrscheinlich seinem Ende nahe sei, ihrem Streben eine andere Richtung gab. Sie fand den geliebten Lehrer weit anders, als sie erwartet hatte. Der Engel der Vollendung lächelte sie aus den bleichen Zügen an, sein Auge strahlte in wundersamer Heiterkeit.

Er war mit Marie allein. Sie saß, sanft weinend an seinem Bette und hielt die matte Hand fest in die ihrigen geschlossen.

„O Marie!“ sagte er mit schwacher, tröstender Stimme, „weine nicht! und laß das Trauern. Der Tod ist nicht bitter, wenn wir im Frieden Gottes sterben. Drüben, wo das Grab hinter uns liegt, winkt ja Auguste die Vorangegangene, und Clara, Deine Mutter und mancher liebe, treue Freund! — Eins nur hätte ich noch erleben mögen, die Entscheidung Deines Schicksals, mein geliebtes Kind!“ Da beugte Marie sich zu ihm und entdeckte ihm Victors Antrag. Waller schlug die halbgeschlossenen Augen auf, im letzten Lichtblick seiner Freuden! Er sprach allzusehr ergriffen, für den Rest seiner Kräfte: „Siehst Du, Marie, wie gütig Gott ist? Auch diesen Wunsch erfüllt er mir, ehe denn ich scheide.“

Der Affect, worin der Sterbende diese Worte sagte, beschleunigte die Annäherung des Fiebers. Er sank schwerathmend in einen träumerischen Schlummer, seine wirren Gedanken schienen nur mit Marie und ihrem Schicksal beschäftiget, und in diesen flüsternden Phantasien sprach er die Trauformel über Benno und die theure Pflegetochter aus. Mariens Thränen flossen unaufhaltsam. Sie dachte sich dies Fieberbild verwirklicht, Benno, der einzig geliebte Benno! stand ihrer Seele nahe — ihre Sehnsucht rief ihn an dies Sterbelager. Alle Stimmen ihres Herzens hatten Ja und Amen zu der religiösen Irrung des Predigers gesprochen.

Graf Goldin begegnete seiner Tochter, als sie erschöpft von diesem Besuch zurückkehrte. Marie sagte ihm die Ursache ihrer Betrübniß und ihr Vater ehrte diesen dankbaren Schmerz. Nach einem schicklichen Uebergange kam er auf Victor und ermunterte Marie recht väterlich, ganz aufrichtig

gegen ihn zu sein. Marie sagte ihm, daß sie entschlossen wäre, Victors Gattinn zu werden. Der Graf sah forschend Marien in das verweinte Gesicht, er hatte den Seufzer wohl gehört, womit sie diese Erklärung gab. „Dieser Entschluß," sagte er mit Accent, „ist hoffentlich die Gewißheit der Liebe und nicht der bloße Wille der Vernunft? —"

Marie gestand ihrem Vater, daß sie ein ruhiges Wohlwollen für den Rittmeister Lozzo empfinde, daß sie jedoch schwerlich glaube, mit einer wärmeren Empfindung, oder mit einem höhern Grade der Schätzung, später ein anderes Eheband knüpfen zu können, das dem Beifalle ihres Vaters gerecht wäre. Liebe ——— ein Purpur flog ihre zarte Wange an, verhaltene Thränen entträufelten den langen Wimpern und dies Wörtlein, dem kein Weiteres folgte, erstarb in einem Seufzer ihres Busens.

Graf Goldin hätte ein Neuling in der Erfahrung dieses allmächtigen Gefühls sein müssen, um das Geheimniß dieser jungfräulichen Brust nicht zu ahnen. — Er schwieg, diese sanfte Resignation seines Kindes rührte ihn unaussprechlich; doch eine innere Warnung hielt ihn ab, sich näher mit Marien zu verständigen.

Marie hatte es ihrem Vater ferner keinen Hehl, daß sie früher geglaubt, eine unerwiederte Neigung zu Victor verstöre das Gemüth ihrer Schwester und schade dieser blühenden Gesundheit; allein sie sei von diesem Irrthum zurückgekommen. Der Graf theilte die Meinung seiner Tochter vollkommen. Er sprach von den Fortschritten, welche Baron Wollrand in Rosaliens Gunst zu machen scheine, und von seinem Wunsche, daß beide Töchter an einem Tage Hochzeit hätten. Dann sollte Victor so bald als möglich den

Abschied nehmen, weil es mit Marie ein Anderes sei, als mit Rosalie. — Eine Erinnerung an Clara schwebte vor seinem Geiste.

Am folgenden Morgen nach diesem Gespräch war die kleine Familie zum Frühstück versammelt. Der Graf war vertieft in die Zeitungen, von denen Rosalie ein Blatt ohne zu lesen, hielt. Victor saß an Mariens Seite.

Marie stand auf, ihr hausmütterliches Amt zu verwalten. Sie versorgte den Vater und reichte Victor eine gefüllte Tasse. Dieser faßte die schöne Hand mit einem leisen, zärtlichen Drucke; er setzte die Tasse nieder, welche sacht erklirrte, schlug das Auge empor, und sein traurig bittender Blick begegnete einem Lächeln der Güte in Mariens reizenden Zügen. Es war ihm, als müsse er diesen Sonnenstrahl des Glückes haschen. Er legte seinen Arm um ihren schlanken Leib, drückte die ergriffene Hand an sein Herz, daß Marie die vollen, klopfenden Schläge fühlte und flüsterte: „Mein, Marie?“ Ihr feiner, biegsamer Wuchs hatte der liebenden Gewalt seines Arms nachgegeben; eine zuneigende Bewegung ihres Hauptes schien ihm zur Antwort auf diese Frage genug. Sein Auge suchte flammend das ihrige, Marie blickte hold und lächelte noch einmal.

Da hielt Victor sich nicht länger. Er umschlang die geliebte Gestalt und rief: „Vater! segnen Sie uns, ein Brautpaar! Marie will mich zum glücklichsten Manne machen.“ Der Graf fiel wie aus den Wolken, keine Neuigkeit wäre ihm interessanter gewesen. Er vergaß der Politik über seiner Vaterfreude; er sprach es aus, daß diese Partie ihm eine theure Hoffnung befriedige, wenn auch anders, als er gedacht hätte. —

Doch, als wären diese herzlichen Worte lauter unheil-

volle Signale gewesen, so folgte der stillfrohen Scene des väterlichen Segens die Verwirrung des Schreckens.

Ein Bedienter trat ein und meldete, daß der Prediger so eben verschieden sei; ihm nach erschien Rosaliens Jungfer mit weinendem Geschrei, ihre junge Dame liege in tiefer Ohnmacht. Und jetzt schmetterte ein Posthorn auf dem Hofe. Alles lief durcheinander.

Rosalie war bei dem letztern Auftritt nicht zugegen gewesen. Sie hatte sich entfernt, man wußte nicht wie? — Marie eilte tödtlich erschrocken zu ihr und fand ihre Schwester mit geschlossenen Augen, kalt wie Marmor und eben so leblos, auf dem Sopha liegen.

Jetzt sprang Victor herzu und rief: „Ich muß fort, Marie! fort! — Unser Regiment ist auf Feldetat gesetzt und hat Ordre zum schleunigsten Aufbruch erhalten."

Es war, als ob diese Nachricht Rosalie erweckte. Sie schlug die Augen auf, athmete tief und fand sich in den Armen ihrer Schwester. „Mir ist wieder wohl," lispelte sie, „verlaßt mich nun."

Marie mußte gehorchen. Sie war allein, da Victor die jähe Abreise beschäftigte. Eine unsägliche Angst schnürte ihr die Brust, sie wollte sich Luft schaffen und riß ein Fenster auf. Da ertönte das Geläut der Kirche um den entschlafenen Lehrer. Die Glocken gingen so friedsam und feierlich, und Mariens kindlicher Schmerz beweinte den Hingang dieses Gerechten.

Victors Pferde wurden jetzt vorgeführt. Der Reitknecht pfiff ein lustiges Liedchen, die Rosse wieherten und stampften, Victor eilte gespornten Schrittes hierhin und dorthin. Alles war nun bereit und er kam Abschied zu nehmen.

„Treibt denn ein Kobold sein schadenfrohes Spiel mit

uns, daß er uns aus tiefer Ruhe wie in einen Wirbelwind reißt? —" sagte der Graf unmuthig, als Victor sich ihm näherte. „Vor einer Stunde noch saßen wir froh und guter Dinge bei einander, und jetzt? — So gehen Sie denn mit Gott, mein Sohn! Unsere treuen Wünsche geleiten Sie!" Er drückte den Jüngling mit Innigkeit an sich. Dann umfing Victor die Verlobte. „Ja, Scheiden und Lassen thut weh!" sprach der Graf mit lächelnder Wehmuth, als er das herbe Gefühl der Trennung in Victors edlen Zügen, und die sittsame Marie unter dem ersten Kusse erblassen sah, der nun auch der letzte war. Er wollte seinen Kindern über diese schwere Minute forthelfen und setzte hinzu: „Rosalie muß auch ein Lebewohl haben;" damit öffnete der Graf die Thüre zu dem Zimmer seiner ältesten Tochter.

Rosalie hatte sich etwas erholt. Sie reichte dem Eintretenden die Hand und sagte schwach: „Sie verlassen uns, Victor?"

„Ja, liebe Rosalie," erwiederte er, „doch ich scheide von Ihnen mit dem süßen Anrecht auf den Brudernamen."

Er senkte den Blick, als er diese Worte sprach.

„So leben Sie denn wohl, Victor!" antwortete sie freier, „mein Bruder Victor!" wiederholte sie noch muthiger. Sie drückte seine Hand, er zog die ihrige an seine heißen Lippen. Durch diese Bewegung streifte sich ein goldner, einfacher Ring von seinem Finger und rollte in Rosaliens Schooß. „Der Zufall giebt mir ein Andenken an Sie, und ich darf es mir doch behalten? —" sagte sie mit sichtlicher Freude, und einem Blicke, der trotz seiner Trübseligkeit ihn doch in die Tiefe ihres Herzens bis auf den Grund ihrer Leiden schauen ließ. —

Victor antwortete nicht; ein sonderbares Gefühl berührte

ihn. Er drückte nur einen stummen, warmen Kuß auf ihre Hand und wendete sich dann zum Abschied.

Schwerlich dürfte wohl jemals einer Braut seltsamer zu Muthe gewesen sein, als Marien im Laufe dieser Stunden. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Als erwache sie aus einem schweren Traume, kam Marie zu sich selbst; doch fühlte sie sich erleichtert, daß Victor nun fort wäre. Mit dem Prediger war all ihr Muth gestorben und zaghaft versank sie in Aengsten und Bangen. Sie fühlte sich allein. Rosaliens Ohnmacht war ihr auf das Herz gefallen, und das letztere Benehmen ihrer Schwester gab ihren früheren Vermuthungen neuen Raum.

„Gott! wenn es dennoch wahr wäre!“ sagte sie sinnend zu sich selbst, „wenn Rosalie Victor liebte? Wenn sie die Kraft, welche ihr blühender Körper einbüßte, im Wahn des jungfräulichen Stolzes darauf verwendet hätte, uns zu täuschen? Wenn ich die Ursache dieser Zerrüttung wäre? O ich Unglückliche dann! —“

Jetzt ergriff ihre Phantasie eine andere Vorstellung. Der Prediger war todt. Seine Effecten wurden mit Ausnahme der Bibliothek und einiger werthen Sachen aus dem Nachlasse der seligen Auguste, nach dem letzten Willen des Verstorbenen, verkauft, und der Ertrag dafür an Benno gesendet. Jede anhängliche Beziehung war alsdann gelöst, und Benno diesem Orte, diesem Hause ein Fremdling, der kein anderes Anrecht, als das der Erinnerung daran hätte.

„So wäre Deine Ahnung also erfüllt, guter Benno!“ sagte sie bei diesen Betrachtungen zu sich selbst, „und schwerlich dürftest Du Dich sehnen, hierher zu kommen! Der Schauplatz unserer jugendlichen Freuden, unserer Liebe ist verödet, und nur in dem Raume einiger theuren Gräber finden wir

den Boden der Heimath noch. Und niemals sollte ich Dich wiedersehen?" fragte sie schmerzlich. „O doch! doch!" Marie hob das thränende Auge gen Himmel, als würde es erst dort geschehen.

Der Tag verging leidlich; doch gegen Abend fühlte Rosalie sich kränker und mußte zu Bette gebracht werden. Graf Goldin wollte noch spät den Arzt rufen lassen, allein Rosalie hinderte ihren Vater, es zu thun. Sie hoffte die Nacht nach der großen Erschöpfung recht sanft zuzubringen und drang darauf, daß die Ihrigen sich zeitig entfernen möchten, des Schlafes zu genießen.

Als Marie ihre Schwester schlummernd glaubte, schlich sie leise herbei und vermochte die Jungfer ihr das Wachen zu überlassen. Rosalie lag in flammender Hitze; ihr Mund brannte trocken. Ihr schönes Gesicht verzog ein irres Lächeln, und hastig flüsterte sie Worte, welche der lauschenden Wächterinn das verschlossene Geheimniß ihres Busens enthüllten. — Sie redete Victor an, sie schilderte ihm, was sie leide. Sie sagte ihm, daß sie seinen Trauungstag nicht überleben werde — und machte ihm Vorwürfe wegen seiner Untreue. Alle ihre Gedanken kamen dahin zurück, daß Marie die Störerinn ihres Glückes gewesen sei und daß das Dasein dieser Schwester sie unglücklich mache. —

Mit unsäglicher Angst hatte Marie jeden Laut von Rosaliens Lippen vernommen; in ihrer Seele war es fürchterlich hell, wie Feuerschein geworden. Als das Frühlicht zu schimmern begann, ging Marie behutsam von dem Lager ihrer Schwester hinweg und weckte das Mädchen. „Setze Dich nur wieder an Deinen Platz, Elisabeth!" sagte sie, „die Kranke schläft — aber kein Wort von Dir, verrathe jemals, daß ich wachte." Die Zofe versprach zu gehorchen.

Marie schlich mit wankenden Schritten nach ihrem Zimmer. Sie fühlte sich selbst todtmatt und müde. Der erste, blasse Sonnenstrahl zitterte an der Wand hin und beleuchtete eine Mater dolorosa. Auch Marie fühlte ihre weiche Brust von sieben Schwertern durchbohrt, ihr Herz aus tiefen Wunden bluten. „Ach!“ jammerte sie leise, „warum mußte doch mein Leben, mein stilles Leben, für Jemand, und noch dazu für ein so nahes, theures Wesen, als Rosalie mir ist, verderblich werden? — So hat Victor denn früher Rosalie geliebt, und vertauschte nur in männlicher Wechselsucht die eine Schwester mit der andern? — Warum mußte ich trennend zwischen Herzen treten, die sich gefunden hatten? — Wäre ich jetzt noch im Pfarrhause und hieße Marie Waller statt Gräfinn Goldin, so käme Benno, die verwaisete Schwester abzuholen. Sein schützender Arm umschlänge mich — hier erfaßt mich die Sünde. Ich tödte die holde, freundliche Rosalie, ihre Krankheit ist mein Werk. Wenn ich weit weg von hier könnte, würde ihr Ruhe und Freude wiederkehren.“

Jetzt hörte Marie den Glockenzug in dem Zimmer ihres Vaters. Sie trat gleichzeitig mit dem Kammerdiener ein, und gab Bericht über Rosaliens Befinden. Marie beschwor ihren Vater nach dem Arzte zu senden, und der Graf gab sogleich Befehl dazu. Er sah seine Tochter befremdet an, deren Gesicht die Spuren der Nachtwache trug.

„Du selbst bist krank, meine Marie,“ sagte er theilnehmend und gütig, und Marie, von diesem Tone überwältiget, schmiegte das bethränte Gesicht innig an seine Brust. Er erschrak, doch Marie nahm sich zusammen, und erinnerte ihren Vater an alles, was seit gestern auf sie eingestürmt sei. —

Nach einigen Stunden langte der Arzt an. Als er aus dem Wagen stieg, sprengte ein Reiter auf den Hof; es war Baron Wollrand, welcher den Grafen um eine geheime Audienz ersuchen ließ. Graf Goldin empfing den werthen Gast, und Marie begleitete den Doctor zu ihrer Schwester. Rosalie saß, nachdem die niedlichste Kranken-Toilette vorüber war, aufrecht im Bett; ihr Geist hatte seine Herrschaft wieder erlangt, und sie antwortete sehr besonnen auf die Fragen des Arztes. Als das lange Examen zu Ende war, der Doctor die nöthigen Verordnungen getroffen hatte, und sich nun beurlaubte, folgte Marie ihm in ein anderes Zimmer, wo sie ihn freundlich bat, ihr seine aufrichtigste Meinung von der Kranken zu sagen.

„Wenn meine Ansicht die richtige ist," erwiederte der erfahrene, alte Mann, „so ist das Gemüth der gnädigen Gräfinn kränker als ihr Körper, und bei meinem redlichsten Bemühen, die gesunkenen Kräfte des letzteren heben zu wollen, dürfte der Fortgang ihrer Besserung nur sehr langsam sein, wenn die innere Ursache nicht gehoben werden kann, was freilich außer dem Bereich meiner Kunst und Wissenschaft liegt."

„Und könnte dies Uebel tödtlich werden?" fragte Marie in ängstlicher Spannung.

„Allerdings!" entgegnete kaltblütig der Arzt, „wenn die Quelle des Grams der gnädigen Gräfinn nicht aufgefunden und verstopft werden kann, so lebt sie in einem halben Jahre nicht mehr; ihr Nervenzustand ist sehr zerrüttet."

Marie erbebte; es war, als hätte sie ihr eigenes Todesurtheil aussprechen hören. Sie ersuchte den Arzt, diese Ansicht ihrem Vater zu verschweigen, weil dieser allzubesorgt sei, und der Arzt versprach es.

Kurz darauf trat Graf Goldin in das Krankenzimmer. Er richtete lächelnd Rosalien Grüße vom Baron Wollrand aus, der eben bei ihm gewesen und gern selbst mitgekommen wäre, wenn er (der Vater), dies nicht verweigert hätte, da Rosalie vor allem Ruhe bedürfte.

„Ja, die bedarf ich wirklich, mein Vater,“ sagte Rosalie mit Nachdruck, „und am meisten vor dem Baron. —“ „Er hat mich um Deine Hand gebeten —“ antwortete der Graf bestürzt.

Rosalie versicherte ihrem Vater ganz ruhig, sie werde den Baron nicht heirathen und sich niemals vermählen. Der Graf stutzte, „Wie, Rosalie? Du sprichst im Fieber! —“

„Nein, mein Vater,“ erwiederte Rosalie kalt, „niemals nehme ich den Baron.“

Marie gab ihrem Vater verstohlen einen Augenwink, daß er schweigen möchte; der Graf entfernte sich verstimmt und mit unterdrücktem Aerger.

Rosaliens Krankheit blieb dieselbe. Ein schleichendes Fieber, das täglich kam, nahm ihre Kräfte zusehends mit. Marie fing an, dem Arzte zu glauben. Eine folternde Angst bemächtigte sich ihrer, sie sah sich als Rosaliens Mörderinn an. Es war ihr oft, als riefen ihr hülfreiche Mächte, rettende Stimmen in der Ferne, als müsse sie hinweg, und alles würde sogleich besser werden.

Sie hatte an die Baroninn Lozzo geschrieben, und diese ersucht, nach Wahlsen zu kommen, weil sie und ihr Vater sich von ihrer Erscheinung die günstigste Wirkung auf die kranke Rosalie versprächen. — In diesem ehrerbietigen Briefe bezog sich auch nicht eine Wendung auf Mariens Verhältniß

zu ihrer künftigen Schwiegermutter; jedes Wort drückte nur die herrschende Sorge um Rosaliens Zustand aus.

Die Baroninn fühlte sich davon gerührt, und es gefiel ihr sehr, daß Marie in schwesterlicher Bekümmerniß so wenig an sich selbst dächte. Sie folgte ohne Verweilen dem Rufe nach Wahlsen. Bei ihrer Ankunft daselbst überreichte sie Marien ein Schreiben von ihrem Sohne; doch Marie wagte kaum es zu lesen.

Aber wie erschrak die Baroninn, als sie Rosalie erblickte! Nur der Schatten des einst so vollblühenden Lieblings streckte ihr die welke Hand vom Lager entgegen. Sie schrie laut auf vor schmerzlichem Erstaunen. Die Berichte über den Verlauf der Krankheit, der Umstand, daß Rosalie bestimmt und wiederholentlich den Baron ausgeschlagen habe, ein einziger Fieber-Paroxysmus überzeugten die Baroninn sehr bald, daß sie Rosalien Unrecht gethan, und daß getäuschte Liebe zu Victor diese ins Grab stürze. Sie zürnte heftig gegen ihren Sohn, sie hätte am liebsten der armen unschuldigen Marie Vorwürfe gemacht, wenn diese nicht selbst ein Bild des Leidens gewesen wäre. Der Arzt vertröstete auf das nahe Frühjahr, und verordnete, so bald die Jahreszeit es erlauben würde, den Gebrauch des nämlichen Bades, welches die Baroninn in Victors und Rosaliens Gesellschaft voriges Jahr besucht hatte.

So wenig auch Graf Goldin den wahren Grund der herrschenden Verstimmung in seinem Hause kannte, so sehr empfand er ihn doch in dem Einflusse, den sie auf ihn selbst übte. Es war ihm unbehaglich zu Muthe, ob auch der düstere Winter nun verschwunden war, und der lieblichste Sonnenschein Gefühle des verjüngten Lebens weckte. Er folgte dem Zuge hinaus, sein Pferd trug ihn in die Weite,

während er die Gedanken in jene Gegenden schweifen ließ, deren südliche Milde die Wunden seiner Seele einst geheilt, in denen er ein neues Glück gefunden hatte. Dort ruhete Clotilde! Und Myrten, die Blüthe der Liebe! beschatteten ihr fernes Grab.

Er seufzte in tiefer Sehnsucht, und erwog sinnend, wie wenig Freuden ihm doch von jeher der Aufenthalt in Wahlsen gegeben. „Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus —“ dachte der Graf mit einem trüben Blicke nach dem Schlosse; und — „schleunig will das Schicksal mit uns enden —“ diesen Nachsatz jener Worte eines liebenswürdigen Dichters unserer Nation fühlte der Graf in einer dunklen Ahnung des seinigen.

Eines Morgens befahl der Graf sein Pferd zu satteln; er wollte einen Ritt in den Forst machen. Marie hörte den Befehl, sie drang ängstlich in ihrem Vater, daß er heute daheim bleiben möchte. „Warum?“ fragte der Graf mit scharfem Tone, und blickte seine Tochter mit großen, klaren Augen an. Marie gestand ihm erröthend, ihr sei unsäglich bange, eine innere Stimme verkünde ihr Unglück, und sie wisse vor Angst ihres Bleibens nicht. Der Graf lächelte mitleidig dieser krankhaften Einbildung und sprach: „Gehe ein wenig in die freie Luft, Marie! Auch mir ist es enge um die Brust, darum will ich fort. Und somit lebe wohl, mein Kind!“ Er küßte sie flüchtig auf die Stirne, hob den Fuß in den Steigbügel und verschwand; Marie sah ihrem Vater traurig nach.

Noch war keine Stunde verstrichen, als der Jäger, welcher den Grafen begleitet hatte, todtenbleich in den Hof stürmte und in verworrenem Geschrei um Hülfe rief.

Marie stürzte hinab; die einzelnen Worte, welche sie ver-

nahm: Der Herr Graf — ein Schlagfluß — bei der großen Eiche — ein Wagen — sagten ihr alles.

Das Gesinde eilte voran, der Wagen wurde in fliegender Eile bespannt, und Marie, im leichtesten Morgengewand mit aufgelöstem Haar, von dem alten, zitternden Verwalter hineingehoben. Man kam auf dem Platze an, wo den Grafen sein Schicksal ereilt hatte. Da lag er, der in Gesundheit und Vollkraft noch vor einer Stunde sein Roß bestiegen, schon halb entseelt in den Armen eines Bauern, der im Vorübergehen zu der traurigen Ehre kam, seinem Gutsherrn diesen letzten Dienst zu erweisen. —

Sein treues Pferd stand unangebunden still, und hielt die klugen Augen, als nähme es bewußten Theil an dieser Todesscene — unverwandt auf die bleichen Züge des Sterbenden gerichtet.

Marie warf sich im Ausbruche des heftigsten Schmerzes über ihren Vater. Sie rief den entfliehenden Geist mit herzzerreissenden Tönen an; aber der Tod ist taub für die Klagen der Liebe. Noch einmal regte der Graf die Hand, als wolle er sie heben, vielleicht um Marie zu segnen — sein Mund zuckte, ein leiser Seufzer brach hervor. Er war hinüber, und die Eiche rauschte über seinem Leichnam.

Unbeschreiblich war die Verwirrung, welche durch diesen unerwarteten Fall in Wahlsen entstand. Selbst die Baroninn, allzubetäubt von dem jähen Schrecken dieses Verlustes, fühlte sich von der Geistesgegenwart verlassen, die ihr sonst in außerordentlichen Vorfällen stets zu Gebote stand. Sie sendete sogleich nach ihrem Gemahl, denn sie sah sich und ihn bereits als die nächsten Freunde der beiden jungen Gräfinnen an, welche ihren Vater nur gefunden hatten, um ihn zu verlieren.

Rosalie war zu krank, Marie zu betrübt, um thätig in das stockende Getriebe der häuslichen Regierung eingreifen zu könuen. Auch waren sie ihrer heimischen Lage noch immer fremd, und jene unbefestigten Fäden des geschwisterlichen Zusammenhanges hatte nun der Tod schnell zerrissen.

Seltsam war es jedoch, daß dieses traurige Ereigniß eine gewissermaßen ermunternde Wirkung auf Rosalie hervorgebracht hatte. Ihr war dieser Vater wenig mehr gewesen, als ein Störer ihrer schönsten Hoffnungen, um ihn mit aufrichtigen Thränen beweinen zu können.

Dazu kam, daß die Baroninn ihr jetzt ganz wieder die liebevolle Mutter war, welche sie Rosalien stets gewesen; ein Augenblick der Schwäche hatte ihr das Geständniß ihrer Liebe, als die Ursache ihrer Leiden entlockt, und seitdem waren sie inniger verbunden als jemals.

Der alte, ehrwürdige Verwalter, ein treuer Diener seines Herrn! hatte indeß für alles gesorgt, an alles gedacht. Er traf die erforderlichen Anstalten zu der schicklichsten Bestattung des Grafen, und erhielt durch zweckmäßiges Verfahren und durch ein strenges Beispiel die Ordnung des Ganzen und der Dienerschaft im Gleise ihrer Pflichten. Er ermahnte sie zur stillen Uebung der gewohnten Weise, wie es sich in einem Trauerhause zieme, und daß — nach den Worten der Schrift — kein Titel vom Gesetz ihrer treuen Schuldigkeit fallen dürfte, bis daß der junge Herr käme, unter dem er Victor, den verlobten Bräutigam der jüngsten Comteß, gemeint wissen wollte.

Doch Marie, die arme Braut, fühlte sich allein in ihrem Schmerz. Der Tod hatte die starke Säule zerbrochen, an welche sie sich liebend und schutzbedürftig gelehnt, und sie empfand ihre wankende Stellung, ihre Verlassenheit in der

öden, weiten Welt, worin ihr nur ein einziger Freund noch lebte, und dieses mitfühlende Herz schlug fern. An Victor, oder vielmehr an eine Verbindung mit ihm, dachte sie gar nicht mehr; dagegen stieg oftmals der Gedanke in ihr auf, wie in die, durch den Tod des Vaters entstandene Lücke sich nun Rosaliens Geschick hätte fügen können, wenn sie nicht dem Glück ihrer Schwester hinderlich wäre. Dieser Gedanke übte eine vertreibende Gewalt auf Marie. Sie hätte sich wie durch einen Zauberspruch hinwegrücken mögen. Dahin wirkte noch Rosaliens Benehmen und manche bittere Glosse der Baroninn, welche den Rand von Mariens Verhängnisse beschrieb; denn an das Aeußerste war sie gekommen.

Nach allen Stürmen seines vielbewegten Lebens schlief nun der Graf in Frieden; der Frühling erwachte über seiner Gruft, und feierte die große Auferstehung der Natur. Die Bäume bedeckten sich mit Laub, die Vögel sangen lustig in den Zweigen, der Busen jeder Blume schwoll, und die Blüthen taumelten nach kurzem Prangen, verweht von den Lüften.

Mariens einsame Thränen rollten auch zur Erde. Ihr weckte das Lied der Nachtigall nur klagende Gefühle. Ein tiefes Leid wohnte in ihrer Seele, und gab keiner Hoffnung Raum.

In einer schlaflosen Nacht trat zuerst die dunkle Vorstellung an ihr Lager: wie, wenn sie diesen Ort heimlich verlassen und sich frei machen könnte, von drückenden Beziehungen? Dann wäre ihr, dann wäre aber auch Rosalien geholfen. Rang und Reichthum hatten keinen bindenden Reiz für Mariens bescheidenes Gemüth. Sie besaß einen werthvollen Schmuck und eine kleine Sparcasse, hinreichend

sie vor dem ersten Mangel zu schützen; sie war sich einiger Talente bewußt, von denen im Nothfall ein ernährender Gebrauch zu machen wäre.

Zwar erschien ihrem wohlgeordneten Sinne der Vorsatz zu entweichen, in welcher Absicht er auch gefaßt würde, als ein verzweifeltes Unternehmen, das allerdings nur ein letztes Mittel sein müßte; aber Marie sah sich nur zu bald auf diesen Punct gedrängt. Sie seufzte oft zu Gott: „Leite, mein Herr und Hort! meinen Willen nach Deinem Wohlgefallen! Erleuchte mich, daß ich des rechten Pfades nicht verfehle!" Doch der Gedanke zu entfliehen, wich diesem frommen Anrufe nicht. Aber wohin sollte Marie sich wenden? Sie war ja ein Fremdling in der Welt. Da fiel ihr die Oberförsterinn, des Predigers Schwester, ein. Die Einöde, in welcher diese Familie wohnte, dicht an der Grenze, war ganz geeignet für solchen Plan. Marie gedachte der Liebe dieser guten Frau, sie bewahrte jeden Beweis wohlwollender Güte in trauter Erinnerung und dankbarem Andenken. Marie wollte an die Oberförsterinn schreiben, ihr die peinliche Lage, worin sie sich befinde, aufrichtig entdecken und sich ihrem Schutze empfehlen; aber der Brief konnte verloren gehen, und die Vorsicht rieth ihr, ein so wichtiges Geheimniß nicht dem Spiel des Zufalls anzuvertrauen.

So schwankte Marie in ihren Entschließungen, indeß ihr Betragen gegen die Baroninn und Rosalie doch einen Haltpunct der Ruhe gewonnen hatte. Sie duldete mit Sanftmuth, daß man ihr kalt begegne, und sie in manchem natürlichen Anspruche zurücksetzte; wußte sie doch, daß es in ihrer Macht stehe, ihnen verwelkte Hoffnungen wieder aufzurichten, und diese feindselige Gesinnung zu beschämen; denn Marie

glaubte mit Zuversicht, Victor würde sich dem liebsten Wunsche seiner Mutter nicht weigern, wäre sie (Marie) nur erst ganz für ihn verloren. —

Die überaus günstige Witterung, das Dringen des Arztes nebst dem Bedürfniß der Erholung bestimmten endlich Rosalie, ihre Abreise nach jenem Badeorte zu zeitigen.

Die Baroninn, welche sich noch immer in Wahlsen befand und in dem Schlosse dieser verwaiseten Töchter edler Herkunft die Ehren des Hauses versah, war entschlossen, ihren Liebling auch dahin zu begleiten. So dünkte es Marien nicht mehr Pflicht, daß sie mit ihrer Schwester müßte. Auch wurde von ihrem beliebigen Wollen keine besondere Notiz genommen. Als sie daher schüchtern äußerte, sie würde, wäre es ihr vergönnt — lieber in Wahlsen bleiben — fand dieser bittende Wunsch ein geneigtes Gehör. Man ließ Marie gewähren, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

So kam der Tag näher, an welchem die Damen abreisen wollten, und Marie wurde unruhig. Jetzt, nah am Ziele, erschien ihr das Gewagte ihres Unternehmens unter allen Schrecknissen einer ungewissen Zukunft. Dann wankte ihr Vorsatz, bis Rosaliens Blässe, der Baroninn Trübsinn und finsterer Kummer ihn aufs neue befestigten.

Als Rosalie sich ihrer Schwester zum Abschied näherte, preßte Marie sie krampfhaft in ihre Arme, und küßte mit trocknen, heißen Lippen den schönen Mund, der über sie geseufzt. „Lebe wohl, meine liebe Schwester!“ sagte Marie in Thränen ausbrechend, und mit einem Tone, der ein Anklang der Bestimmung war, für immer zu scheiden.

Die Baroninn fühlte sich seltsam davon ergriffen. „Mein Gott, Kinder!“ sagte sie, sich dieses ahnenden Schauers zu erwehren, „es ist ja nicht für eine Ewigkeit, daß wir uns

trennen. Auf Wiedersehen denn!“ Sie umarmte Marie, und trieb Rosalie fort, der ein warnendes Gefühl den Schritt über die heimathliche Schwelle erschwerte. „Wir hätten Marie doch nicht so allein zurücklassen sollen —“ sagte Rosalie; da sie mit bangem Zögern in den Wagen stieg. „Jetzt ist es zu spät es zu ändern,“ antwortete die Baroninn, und der Wagen rollte dahin.

Nun ging Marie ernstlich über die Art und Weise ihres Entkommens mit sich zu Rathe. Sie wählte, sie verwarf, sie entschloß sich — sie zagte wieder. Ein Tag nach dem andern schwand vorüber. Mariens Kammermädchen bat weinend um die Erlaubniß, ihre kranke Mutter, welche nach der entfernten Tochter verlange, besuchen zu dürfen, und Marie bewilligte es sogleich. Sie lehnte andere Dienste mit der Versicherung ab, daß sie sehr wenig Aufwartung bedürfe. Die betrübte Zofe solle ruhig ihrer Mutter pflegen bis ans Ende der Krankheit, oder jenes gefährdeten Lebens.

Jetzt war Marien ihre Flucht völlig frei gegeben; aber noch säumte sie — bis mit der Entscheidung ihr auch der Muth von Oben kam. Es langte ein Schreiben von dem Rittmeister an, worin er der Braut seine nahe Ankunft meldete. Ein Ereigniß hatte seine Wünsche begünstiget und es ihm möglich gemacht, sich einen Urlaub auf unbestimmte Zeit auszuwirken. Der Brief athmete Gluth — aber Marie erstarrte unter dem Lesen. Sie blickte nach dem Datum — und am dritten Abend von diesem Tage, wo sie das Schreiben empfing, konnte Victor in Wahlsen sein.

Dies gab den Ausschlag. Marie brachte die Nacht schlaflos zu, und rang im heißen Gebete zu Gott um Kraft und Stärke. Früher noch als die Sonne war sie auf, und ordnete den Tag über ihre Angelegenheiten. Ihre Hände

zitterten, jede Nerve bebte in höchster Spannung. Morgen wollte Marie fort. Mit fliegender Hand schrieb sie an Victor folgendes Billet:

„Mein theurer Freund!

Wenn Sie, anstatt meiner, heute nur diese Zeilen finden, o! so beschwöre ich Sie bei der Liebe, welche Sie mir weiheten, und die zu erwiedern nicht mehr in meiner Gewalt stand, verfolgen Sie eine Unglückliche nicht, die ein mächtig gebietendes Geschick von hinnen treibt. — Fürchten Sie nicht, mein Freund, daß die Furien mit mir sind; nein! ein Engel begleitet mich, der Engel des guten Bewußtseins, der auf Gottes Geheiß die Pfade der Unschuld schirmt. Leben Sie wohl, Victor! Möchten Sie einen heißen Wunsch, den Ihnen nur mein Geist zuhauchen, nicht aber meine Feder sagen darf, in Erfüllung bringen, dann — würde meine Erinnerung an Sie nur froh und beseligend sein.

Marie.“

Hastig siegelte Marie, denn ein innerer Drang trieb sie zu eilen. Der schönste Abend kam. Marie ging nach dem Kirchhofe, die Gräber der Ihrigen noch einmal zu sehen. Hier kühlte ein Hauch der Ruhe ihre angstheiße Wange. Sie vergoß sanfte Thränen, sie pflückte einen Strauß wilder Veilchen, dieser theuren Asche entblüht.

Die Feierglocke fing an zu tönen, fromme Schauer rührten an Mariens Gefühl; ihr war wie in der Kirche, und

als segne sie der Geist des geliebten Lehrers zum letzten Abschiede von dieser Stätte des Friedens.

Da rollte ein Wagen näher und näher, und hielt. „Wenn es Victor wäre!“ dachte Marie mit Entsetzen; es führte jedoch keine Straße an den Kirchhofe vorüber. Jetzt knarrte das Pförtchen — Marie trat in scheuer Erwartung hinter das Monument, sie bebte so heftig, daß sie sich daran halten mußte. Sie glich in dieser Stellung dem blassen Genius des Todes. Eine ältliche Frau im Reiseanzuge kam mit langsamen Schritten grade auf den Platz zu, wo Marie bangte. Die Fremde starrte das schöne, bleiche Bild an, das ihr doch wohl nicht von Marmor schien — Marie aber erblickte die Hülfe Gottes in sichtbarer Gestalt! — Es war die Oberförsterinn, welche von einer Geschäftsreise zurückkommend, diesen Umweg gemacht hatte, um die Grabstätte ihrer hier ruhenden Lieben zu besuchen.

Marie hing an ihrem Halse, und brach in heftiges Weinen aus. „Mein großer Gott! Gräfinn! Sie — Sie sind es wirklich? Gewiß ist Ihnen ein Unglück geschehen! —“ sagte erschrocken die gute Frau, welche nicht wußte, was sie von diesem Anblick denken sollte.

„Gott wird mich retten — er sendete mir Sie in dieser Noth!“ stieß Marie schluchzend hervor.

Eine kurze Erklärung erfolgte, die freilich der Oberförsterinn nicht genügte, um sich mit einer so großen Verantwortlichkeit zu befassen, daß sie Marie heimlich mit sich nähme. Aber das Flehen des geängsteten Mädchens rührte sie tief in der Seele, und nach ihren Begriffen fürchtete sie zuletzt, Marie könnte sich wohl ein Leid anthun, wenn sie diesem verzweiflungsvollen Zustande überlassen bliebe.

So willigte sie endlich ein, die junge Gräfinn zu entführen, und hoffte mittlerweilen bei sich selbst, es würde wohl ein Ausweg zu finden sein. Sie versprach Marien, hier zu warten, bis diese von einem flüchtigen Gange in das Schloß zurück wäre, wo sie sich ihre werthvollsten Sachen, die schon compendiös gepackt, bereit lagen, holen wollte. Marie wußte nun, daß ein ahnender Geist heute ihr Treiber gewesen wäre.

Die Oberförsterinn hatte indeß, als Marie fliegenden Fußes wiederkehrte, ihren Reiseplan den eingetretenen Umständen nach geändert. Sie wollte einen anderen Weg einschlagen, den größten Theil der Frühlingsnacht fahren, und erst gegen Morgen sich und ihrer Begleiterinn eine längere Rast gönnen. Die starken Pferde, welche nicht längst ausgeruht, würden es schon aushalten, meinte sie. Es dämmerte tiefer, der Mond stieg herauf, und goß sein schimmerndes Silber auf die duftende Erde.

Marie saß schweigend, starren Blickes sah sie nach dem Schatten des rollenden Wagens hinaus. Die Natur und ihre nächtliche Stille behauptete endlich auf Mariens erschöpfte Kräfte ihr Recht. Sie schloß die Augen und entschlief, ohne die Hand der Oberförsterinn, die sie krampfhaft gefaßt hatte, loszulassen. Aber dieser Schlummer war nicht ruhig. Marie seufzte schwer und zuckte oft auf, als erschräke sie im Traume. Der Oberförsterinn, ahnete nichts Gutes. Sie wollte das Mädchen aus diesem unerquicklichen Schlafe wecken; doch Marie schlug das Auge auf, ohne einen Gegenstand zu erkennen, und schloß es sogleich wieder. So ging es fort, bis der Morgen tagte. Der Weg führte in das höhere Gebirge, in immer dichtere Waldungen hinein,

und die Oberförsterinn, selbst der Ruhe bedürftig, ließ vor einem einsamen Wirthshause halten. Mariens Wangen flammten wie die glühende Aurore, welche Purpur strahlte, und die Oberförsterinn konnte nicht mehr zweifeln, daß Marie krank wäre. Sie trug die zärtlichste Sorgfalt für das arme, liebe Wesen, und leitete Marie, die keines festen Schrittes mächtig war, mit sanfter Hand in ein oberes Stübchen des ländlichen Gasthofes, wo ein hochgethürmtes Bett zur Aufnahme der Müden stand. So saß die Oberförsterinn in der bängsten Verlegenheit ihres Lebens, und bewachte Mariens fieberhaften Schlummer. Die Sonne war schon hoch am Himmel herauf, als die besorgte Frau es nöthig fand, Marie zu ermuntern. Sie taumelte von dem fremden Lager, und trank mit Begierde und lechzenden Lippen einige Tropfen Wein; jeden anderen Genuß wies sie mit Abneigung von sich.

Dieser längere Aufenthalt hatte jedoch die Reise so verzögert, daß dieser Tag völlig hinschwand, und der Abend merklich vorrückte, ehe das Ziel erreicht war. Die Oberförsterinn athmete aus gepreßter Brust, als sie sich im Schatten der heimischen Wälder wußte.

Die Luft war schwül, trübe Wolken verdunkelten die Helle des Mondes, ein leiser Donner grollte von ferne. Auf einmal tönte rascher Hufschlag in das Ohr der Oberförsterinn. Sie spähete zurück, und nahm einen Reiter wahr, der ihrem Wagen folgte. Von Unruhe ergriffen, strebte sie Marie zu erwecken; es gelang ihr aber nicht. Jetzt trabte der Reiter neben dem Fahrgleise; die Oberförsterinn schauete ängstlich aus dem Fenster des Wagens, in diesem Augenblick trat der Mond hinter einem Wölkchen hervor, und warf sein volles Licht auf ihr Gesicht.

„Halt!“ rief die Stimme des Reiters, „halt doch!“ — aber der Kutscher ließ die Pferde ausreißen. Es war jedoch kein Entkommen, und der Reiter blieb in dem kurzen Wettlaufe Sieger. Er sprengte mit dem Rufe: „Martin! bist Du von Sinnen? Du hältst mich wohl für einen Räuber?“ ganz nahe herzu. Die Oberförsterinn schrie vor Freuden — sie kannte diese sonore Stimme. „Benno! Benno! wäre es möglich? Du selbst?“ Sie streckte die Hand, den lieben Neffen zu erfassen, der ihr wie ein Engel erschien, zum Wagen hinaus. Er küßte diese Hand, welche ihm so oft voll der mütterlichsten Güte gewesen, und sprach: „Liebste Tante! wo kommen Sie her? Ich reise zu Ihnen.“

Sie zog ihn nahe, und raunte ihm leise Mariens Namen zu, auf eine dunkle Gestalt neben sich deutend, die regungslos zu ruhen schien. Benno erschrak heftig. „Gott! Marie hier? Und wie geht dies zu? Sie schläft — will ich hoffen.“ Diese Worte eilten im unbewußten Drange des Erstaunens von seinen Lippen. Er entledigte sich seines Pferdes und stieg in den Wagen. Hier hörte er, was sich begeben. Er nahm Marie in seine Arme, und nannte sie mit süßen Namen. „Sie ist sehr krank!“ flüsterte er mit einem schweren Seufzer. Marie, betäubt von der Gewalt eines ausbrechenden Fiebers, erkannte ihn nicht, und wendete sich von dem Angesicht ihres geliebtesten Freundes.

Jetzt schimmerten erleuchtete Fenster in der Oberförster-Wohnung durch das Dunkel der Gebüsche; der Wagen langte am ersehnten Ziele an. Ein paar Jäger eilten mit Windlichtern herbei, ihre Hausfrau zu empfangen. Der Oberförster war nicht daheim und wurde erst morgen zurück erwartet.

Benno hatte Marie ergriffen und sie auf seinen Armen über diese gastliche Schwelle getragen. Es gelang seinen Bemühungen, sie zur Besinnung zu bringen, sie erwachte unter den Tönen der Liebe. „Du, bei mir, Benno?“ sagte sie schwach. „Wie ist Dir, meine theure Marie?“ fragte Benno in Entzücken und Angst. Marie versuchte es, ihm ihren Zustand zu beschreiben; aber sie vermochte es nicht, der matte Strahl des Bewußtseins war schon wieder erloschen.

Die Oberförsterinn hieß den Jüngling sich ein paar Minuten entfernen. Dann entkleidete sie selbst Marie, band ihr den blitzenden Schmuck von Brust und Armen, und brachte sie zu Bett. Hier war sie nun in Sicherheit! Unter dem Schutze der Freundschaft und der Treue. Aber ach! es schien, als sollte sie ihn nur träumend genießen, um sanfter zu sterben. —

Marie verfiel in eine gefährliche Krankheit, und ihr schönes, jugendliches Leben war hart bedroht. Benno wich und wankte nicht von ihrem Lager, und Gott segnete seine Kunst und ließ das Bemühen der treuesten Liebe gedeihen. Marie genas; wie ein wüster verworrener Traum lagen die Verhältnisse hinter ihr, durch welche sie mit Benno wieder vereiniget worden war. Ihm gehörte ihr Leben! Er hatte sich ein unleugbares Anrecht daran erworben. Sie fühlte nur das Glück, sich nie mehr von Benno trennen zu dürfen.

Da sitzen die Liebenden auf einer kleinen Anhöhe, wohin Benno die noch immer schwachen Schritte der genesenen Marie geleitet hat. Sie blicken in die Zukunft, wie in die paradiesische Aussicht, welche sich vor ihren Augen ausbreitet. Sie verlieren sich in dem Andenken an ihre idyllisch

verlebte Kindheit und frühere Jugend; heiße, dankbare Liebe gegen die Verklärten wallt in ihren bewegten Herzen auf, und sie geben den fliehenden Wolken Grüße an die theuren Gräber mit. Nichts, nichts fehlt zur Vollendung von Mariens Glück, als die Nachricht, daß der Zweck ihres Entfliehens erreicht sei, daß Victor und Rosalie ein Paar sind. Eher will Marie dem Geliebten selbst nicht angehören. —

Benno hatte bereits promovirt und den Doctorhut empfangen. Er kam eben von diesem Act, und wollte, in der Muße eines längeren Besuches bei seinen Verwandten, mit ihnen über die Wahl seines künftigen Wohnortes rathschlagen, als die Begegnung Mariens ihm Gelegenheit gab, die Kraft seiner Wissenschaft an dem theuersten Leben zu bewähren, und die Richtung seiner Wünsche bestimmte.

So war der Sommer vergangen, die Jagd begann, und die einsamen Forsten waren nicht mehr so still wie vorher. Da kam Benno's Geburtstag. Die Oberförsterinn schien schon seit mehreren Tagen ein frohes Geheimniß zu bewahren. Sie drückte zuweilen Mariens Hände, als müsse sie einer Freude Luft machen, die sich gewaltsam hervordränge.

„Morgen wollen wir einmal recht vergnügt sein, Marie,“ sagte sie, „ich werde, das Wiegenfest unseres Doctors gebührend zu feiern, heute Kuchen backen. Sie helfen mir wohl? Denn eine Hausfrau muß auch das verstehen.“ Marie legte freudig und geschickt Hand an. Als der Kuchen bereitet war, formte die Oberförsterinn Bennos und Mariens verschlungenen Namenszug von Myrten- und Orangenblättchen darauf, und Marie sah mit feuchten Augen dieser symbolischen Verzierung zu.

Als am Morgen des folgenden Tages Benno erwachte, lag ein versiegeltes Päckchen auf seinem Bett. Er riß es auf — ein Zeitungsblatt fiel heraus. Schnell durchlief er es, und fand — o Freude! die Anzeige von Victors und Rosaliens Verbindung. Jetzt erblickte er noch ein Blatt in dem Umschlage. Es war ein Erlaubnißschein zur Trauung mit Marie, welche unter dem Namen einer Anna Barden, einer Verwandtinn Bennos, aufgeführt war. Der Oberförster hatte sich diesen Schein zu verschaffen gewußt, ohne daß ein Verdacht seiner verborgenen Wohnung nahen konnte.

Benno eilte nun, Marie aufzusuchen. Sie schwebte ihm entgegen, und sank in seine ausgebreiteten Arme. Er erblickte den jungfräulichen Kranz auf ihrem Haupte und ahnete sein Glück. —

Tief im Walde stand ein kleiner Tempel, welchen der Oberförster im ersten Jahre seiner glücklichen Ehe hatte erbauen lassen; ein Rund von majestätischen Eichen umgab ihn. Nur Freudentage waren hier gefeiert, nur der Eintracht geopfert worden. Nie hatten Waller und Auguste, wenn sie früher zum Besuch hier waren, den Wald verlassen, ohne an diesem lieblichen Orte einen stillseligen Tag verlebt zu haben, und die Schatten heiliger Erinnerungen umschwebten ihn.

Als die Sonne sich zum Niedergange neigte, flüsterte die Oberförsterinn Marien zu: „Wir gehen nach dem Waldtempel." Die kleine Familie, Marie an Bennos Hand, trat den Weg dahin an. Da sie näher kamen, erhob sich eine sanfte Feldmusik, das Echo antwortete, und der Oberförster intonirte mit den Worten: „Unsern Eingang segne Gott!" Die Seelen der Liebenden wurden himmelwärts getragen. Der alte, ehrwürdige Geistliche des nahen Dörfchens stand

amtlich angethan mitten im Tempel. Er empfing das Brautpaar mit einer kurzen, aber herzlichen Rede, und segnete es ein. Sodann fertigte er den Trauschein aus, und brachte noch einige Stunden in vergnügter Theilnahme unter diesen glücklichen Menschen hin.

Benno und Marie führten nun einen längst entworfenen Plan aus, und schickten sich zu einer großen Reise an, die Benno auch für wissenschaftliche Zwecke zu benutzen gedachte. Er wollte Marien, deren ganze Kenntniß von der Welt sich auf die heimische Scholle und auf den Wald, worin ihr mit dem erneuerten Leben auch die schönste Hoffnung aufgegrünt war, beschränkte, dieses Vergnügen, und sich die Freude daran gewähren, ehe sein Beruf ihn für immer bände. Die Summe, welche der Graf dem Prediger für Benno gesendet hatte, war noch unberührt, und ansehnlich genug, um mehrere Jahre auszureichen. Benno hatte überdieß eine kleine Erbschaft von seinen Eltern in Rückhalt, und Mariens Schmuck blieb unveräußert.

Als der Reisewagen vorfuhr, sank die junge, schöne Frau der Oberförsterinn in die Arme; doch ihr Dank war stumm, nur ihre Thränen sprachen ihn aus. Wie anders, als sie gekommen, verließ sie diese gastliche Schwelle! Ihr Gesicht, welches bei jener Kirchhofscene ein Spiegel der Verzweiflung gewesen war, strahlte heute wie die liebe Sonne unter einem Wölkchen der Wehmuth. Der biedere Oberförster und seine tiefgerührte Frau entließen die Neuvermählten unter tausend Segenswünschen.

Ein Jahr war dem jungen Ehepaar auf Reisen verflogen, als ein Brief des Oberförsters es mit der Nachricht zurückberief, daß der Arzt eines nahen Landstädtchens, welches

nicht weit von Bergwalden (so hieß der Wohnort des Oberförsters) entfernt lag, verstorben sei. Benno hatte früher davon gesprochen, daß ihm diese Stelle erwünscht wäre. Er war dieser Meinung geblieben, und beschleunigte die Heimreise. Ihre Ankunft war ein Fest des Wiedersehens und der Freude. Der Oberförster war im Voraus für Benno thätig gewesen, und hatte ein bequemes Haus mit einem freundlichen Garten für ihn in Kauf. Benno fand hinsichtlich seiner Niederlassung an jenem Oertchen ihm Mehreres zu danken, und konnte bald darauf den neuen Wohnsitz ohne Schwierigkeit beziehen.

Marie beschränkte sich auf den Umgang ihres Gatten und auf die Familie des Oberförsters. Sie vermied sorgfältig, beinahe ängstlich, jede Bekanntschaft. Man wurde es endlich gewöhnt, diese Menschen außer allem Zusammenhange mit der Welt ihr beneidenswerthes Stillleben führen zu sehen.

Benno wirkte mit Segen in seinem Berufe, das Glück seiner Curen wurde weit und breit gepriesen, und in kurzer Zeit beteten ihn die Bewohner jener Gegend als ihren Schutzgott an.

Am vierten Jahrestage dieser Ehe gebar Marie ihrem Benno eine Tochter, und nun hatten sie keinen anderen Wunsch mehr, als daß ihr Glück von Dauer sein möchte. Marie nannte ihr Kind Clara Auguste. — Benno und Marie suchten die Götter, welche eine zu große, ungetrübte irdische Seligkeit der Menschen als ein Verbrechen rächen, durch die Demuth, die furchtsame Stille, in welcher sie es genossen, zu versöhnen.

Achtzehn Jahre waren seit der Geburt Clara's verstrichen. Die Riesen des Waldes standen noch; aber ein anderes

Geschlecht waltete in des Oberförsters Hause. Mariens Blüthen waren verwelkt — doch ihr Liebreiz, der Abglanz ihrer schönen Seele, verklärte sie dem Auge ihres Mannes noch immer.

Jetzt brach jener furchtbare Krieg aus, unter dessen schwerer Geißel Millionen bluteten; auch Marie und Benno sollten als seine Opfer fallen.

Jenseits des Städtchens, nur durch ein kleines Gehölz davon entfernt, lag ein Dorf, Eschenthal genannt. Am Ende desselben, in der lieblichsten Einöde der Natur, hatte Benno vor langen Jahren eine Besitzung gekauft, und an die Stelle einer morschen Hütte ein wohnliches Gebäude aufgeführt. Hier lebte Marie den größten Theil des Jahres, hier erzog sie Clara, hier erholte sich Benno von dem Mühsal seines Berufs. — Als nun die Furie des Krieges sich auch diesem friedlichen Asyl verheerend näherte, flohen voll Furcht und Schrecken die meisten Einwohner des Dörfchens; nur Marie und ihre Tochter blieben ruhig, dem Schutze Gottes und ihrem vorsichtigen Benehmen vertrauend. Benno zog jetzt ganz zu ihnen heraus, und fuhr des Tages mehrere Male zur Stadt, die Lazarethe zu beaufsichtigen. Ein hitziges Gefecht ereignete sich nicht weit von Eschenthal. Kaum waren die Sieger im Verfolgen des Feindes begriffen, als auch Benno mit den Chirurgen des Städtchens auf den Wahlplatz eilte, den Verwundeten beizustehen.

Unter den Todten lag ein junger Officier, an welchem Benno noch schwache Spuren des Lebens wahrzunehmen glaubte. Seine Wunden waren jedoch sehr bedeutend. Er ließ sogleich den gänzlich Bewußtlosen auf eine Bahre legen und nach seinem Landhause tragen. Marie und Clara sahen

den traurigen Zug kommen, sie eilten ihm entgegen, und empfingen das blutende Vaterlandsopfer mit Thränen des Mitleids. Benno ließ die Bahre unter den hohen Bäumen vor seinem Hause niedersetzen, und schnell ein Zimmer für den ohnmächtigen Gast einrichten. Obgleich das hintenüberhangende Gesicht mit Leichenblässe bedeckt war, und sein Auge von der bleiernen Hand des Todes geschlossen schien, so lag doch unverkennbar etwas sehr Edles in seiner Bildung, und seine Züge waren nur erschlafft, nicht verzerrt. Es wurden nun mit vieler Anstrengung Versuche gemacht, ihn ins Lebens zu rufen, Verbände angelegt und Kräfte gebraucht, den Officier auf ein gutes Lager zu bringen. Und hier stand Clara, wie einst ihre Großmutter, am Bette des Fremdlings, und begrüßte wie jene, sein erstes Lächeln mit einem Freudenruf.

Er schlug ein paar große, schwarze Augen auf, und sah mit Erstaunen umher. Als sein Blick auf Marie traf, fuhr er heftig zusammen, und rief, die Hände nach ihr ausstreckend: „Du hier, meine Mutter?“ Alle erschraken, und glaubten, er rede irre; doch Marie, von einer wunderbaren Ahnung getroffen, neigte sich mütterlich, liebreich und sanft zu dem Kranken, und sagte ihm, wo er sich befinde. Kunst, treue, liebende Pflege vereinigten sich mit der Jugendkraft des Jünglings, seine Herstellung zu befördern. Schon saß er aufrecht im Bett, und Marie und Clara lasen ihm vor, oder die Letztere plauderte in sorgloser Unbefangenheit. Er schien der aufmerksamste Zuhörer; doch sah er oft nur die Bewegung der feinen Lippen, sah, wie sich in den zarten Wangen zwei tiefe Grübchen bildeten; bewunderte jetzt den Glanz der milchweißen Zähne, und dann eine blonde Locke, die sich bei dem süßen Athmen des Mädchens, gewiegt von leiser

Sehnsucht, hob und senkte. — Dann wußte er kein Wort, was Clara geredet hatte.

So erzählte sie ihm einmal von der Stunde, in welcher er zu ihnen gebracht worden war, und beschrieb in lieblicher Unschuld ihre damalige Empfindung bei seinem Anblick. Sie malte sein Erwachen, und fragte auf einmal sich selbst unterbrechend: Wodurch er wohl veranlaßt worden wäre, ihre Mutter für die seinige zu halten?

„O! dazu fühle ich mich auch jetzt noch oft versucht," erwiederte er mit dem Ausdruck der Dankbarkeit, und strebte Mariens Hand zu küssen. „Nicht allein die Mutterliebe, welche ich hier gefunden," erklärte er sich deutlicher, „erhält mich in dieser Täuschung, sondern auch die erstaunenswürdigste Aehnlichkeit, die mir jemals vorgekommen ist. Wüßte ich nicht gewiß, daß meine Mutter gar keine Verwandte hat, so würde ich glauben —" hier stand Marie auf, und trat an ein Fenster, von ihm abgewendet. In dieser Stellung fragte sie nach seinem Familiennamen. Sie hatte bis dahin seinen Taufnamen: Reinhold, dafür gehalten. „Meine Mutter," antwortete der junge Mann, „ist die Baroninn Lozzo auf Wahlsen, und schon seit fünf Jahren Wittwe. —" Eine lange Pause — endlich wendete sich Marie; ihr Gesicht war erblaßt; aber es strahlte in der Verklärung einer hohen Freude. Sie verließ schnell das Zimmer.

So war es also ihrer Schwester und des, ihr immer werth gebliebenen Victors Sohn, ihres Vaters Enkel, den die Vorsehung in ihr Haus geführt, und ihr Gelegenheit gegeben hatte, etwas zur Rettung dieses theuren Lebens beizutragen! — So konnte sie nach langen Jahren wieder einmal etwas von der lieben Heimath erfahren! —

Auch Benno war entzückt, als Marie ihm entdeckte, wer ihr Gast sei. Beide fanden sich durch diese Fügung reich belohnt, für eine Menschenfreundlichkeit, welche sie nicht nur dem geliebten Blutsverwandten, sondern, im Geiste des barmherzigen Samariters, dem fremdesten und geringsten ihrer Brüder, willig und gern angedeihen ließen.

Mit jedem Tage erholte sich Reinhold mehr, mit jedem Tage fühlte er aber auch deutlicher, daß er dieses Haus zwar körperlich geheilt, aber mit tief verwundetem Herzen verlassen würde.

Marie sah mit Wehmuth in ihrer Tochter eine Neigung entstehen und wachsen, welche sich als natürliche Theilnahme an dem Leidenden in das unbewachte Gemüth des Mädchens geschlichen hatte. — Nach zwei Monaten war Reinhold so weit hergestellt, um diesen Aufenthalt verlassen zu können. Die Ehre rief ihn, die Pflicht, sich den Reihen der Kämpfenden wieder anzuschließen; männlich überwand er den bittern Schmerz der Trennung. Marie und Clara begleiteten den Scheidenden bis an die Grenze des Dörfchens, und Marie legte alle ihre Liebe für Benno, die stille Sehnsucht ihres Herzens nach dem Orte ihrer Geburt, in die Umarmung, mit welcher sie den lieben Verwandten entließ. Auf Clara's unentweihetem Munde glühete noch lange sein Kuß, in ihrer bebenden Hand fühlte sie noch lange den Druck der seinigen, und in tiefe, traurige Gedanken versenkt, schlich sie neben ihrer Mutter nach Hause.

Gegen das Frühjahr 1814 erkrankte Benno an derselben Seuche, deren Wuth er so viele Hunderte entrissen hatte. An seinem Lager stand jedoch kein ihm ähnlicher

Retter, und der neunte Tag endete ein Dasein, welches für Niemand verderblich, für die Menschheit wohlthätig und für die Seinen höchst beglückend gewesen war.

Marie ging in stummer Trauer wie träumend umher. Sie fühlte wohl, daß sie den Gatten, in welchem sie mehr als in sich selbst gelebt hatte, nicht lange vermissen könne. Daher ihre scheinbare Ruhe. Nach einigen Wochen legte man ihre Hülle, auch im Tode noch lieblich, neben die seinige. Clara stand nun allein! allein, in einer Welt, welche sie gar nicht kannte; allein, mit einem Schmerze, der als der erste, zugleich der größte ihres Lebens war; allein, mit dieser reizenden Gestalt, in des Krieges rohen Gefahren.

Nachdem sie der Ueberlegung nur einigermaßen fähig war, entschloß sie sich mit dem Geistlichen des Ortes zu sprechen, und ihn zu bitten, daß er sie in seine Familie, in seinen Schutz aufnehmen möchte.

Eben wollte sie dieses Vorhaben ausführen, als ihr Schicksal jene unerwartete Wendung nahm, deren sich die Leser noch aus den ersten Blättern dieses Büchleins erinnern werden.

Clara reiste zu ihrer Tante, und auch wir wollen auf einige Zeit zu Rosalie zurückkehren.

Allen Nachforschungen Victors ungeachtet blieb es ein undurchdringliches Geheimniß, wohin Marie sich geflüchtet hatte. Der Himmel, welcher sie sichtlich in die Arme der Oberförsterinn und durch diese ihrem Glück zuführte, leitete die Schritte der Sucher irre, und Marie blieb unentdeckt. Victor gab endlich die Hoffnung auf, sie zu finden, und

erfüllte die Wünsche seiner Mutter. Auch hatte er Mariens letzten Wink wohl verstanden. So ward Rosalie seine Gattinn. Er nahm den Abschied, was auch seine Mutter, was auch Rosalie dagegen sagen mochte, und lebte ununterbrochen auf seinen Gütern. Seinen Unterthanen war er ein gerechter und milder Gutsherr, und stiftete in dem emporblühenden Wohlstande, in der Zufriedenheit seiner Kinder, wie er sie nannte, der nie vergessenen Marie ein freundliches Denkmal der Liebe. So oft er das Pfarrhaus sah, war es ihm der Blick in ein verlorenes Paradies.

Die Ueberzeugung, daß seine Gattinn ihn wirklich geliebt, und daß der Gram um ihn sie beinahe in das Grab gestürzt habe, führte seine frühere Neigung zu ihr zurück, und befestigte sie für immer, als ihm Rosalie nach Jahresfrist einen Sohn gebar.

In dem Vorüberrauschen der Zeit, in der Erfüllung viel umfassender Pflichten, in Rosaliens geistvollem Umgange, in Vaterfreuden und sanften Genüssen der Freundschaft (sein Jugendfreund Adler lebte ganz bei ihm, und erzog den Sohn des Barons), verstummte endlich die Stimme der Klage um Mariens Verlust. Nur in stillen Stunden schwebte ihr Bild in der Verklärung seines Ideals ihm vor der Seele. Mit trauernder Sehnsucht, mit heißen Wünschen begleitete er sie auf dem dunkeln Lebensgange, hoffend, sie würden sich am Ziele wiederfinden, wo ein höheres Licht auf alle Pfade der Erde fällt.

Rosalie sah sich nach Mariens Flucht in dem ungestörten Besitz Victors; aber um ihre Ruhe war es geschehen. — Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, durch lieblose Kälte ihre Schwester zu diesem gewagten Schritte veranlaßt zu

haben. Sie quälte sich mit ängstenden Vorstellungen, wie es Marien gehen möge? — In schreckhaften Träumen forderte sie der Schatten ihres Vaters ernst und zürnend zur Rechenschaft, oder sie sah den Geist ihrer Mutter, wie die suchende Ceres umher irren, und bangen um das geliebte Kind, das verschwunden schien aus dem Leben.

Wenn Rosalie sich die Frage vorlegte: Warum Marie entflohen sei, und allen Vorzügen ihrer Lage dadurch freiwillig entsagt habe? so antwortete ihr der Wahrheit leise Stimme. Elisabeths späterer Verrath, wie oft die Gräfinn Marie am Krankenbette ihrer Schwester gewacht, wie oft sie dieselbe in Thränen und Gebet angetroffen habe, bestätigte allmählich Rosaliens Vermuthung, daß Mariens großmüthiges Herz ihr Glück gewollt, indem es sich selbst zerdrückte, und hülfreichen Mächten überließ. Rosalie hätte jetzt gern und willig die Hand des geliebten Gemahls gegen eine Beruhigung über Mariens Schicksal vertauscht. Sie maß auch hinsichtlich der Entweichung Mariens ihrer Schwiegermutter die größere Schuld bei, und die ältere Baroninn Lozzo erkannte nur zu spät, daß man nichts ausschließend und allzuheftig wünschen müsse. —

Alle Kraft von Rosaliens starker Seele concentrirte sich in dem Wunsche, daß sie einst noch ihre Schwester wiederfinden und im Stande sein möchte, ihr vergelten zu können. Die Einkünfte der Güter wurden getheilt, die Hälfte davon blieb zurückgelegt und wuchs im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Capital an.

Nach ihres Gemahls Tode behauptete Rosalie als Vormünderinn ihres Sohnes die Führung der Güter und des Gesammtvermögens. Reinhold, ihr Sohn, ein herrlicher

Jüngling! verließ das Schloß seiner Väter, als die deutsche Freiheit erkämpft werden sollte.

Rosalie sah den einzigen Liebling ziehen. — Sie dachte hochsinnig genug, ihn nicht zurückhalten zu wollen; aber ihre mütterliche Liebe zitterte doch täglich für sein Leben, welches Gefahren aller Art bedroheten.

Der Feind kam Wahlsen näher, Rosalie sah sich genöthiget zu fliehen, und wurde nun von ihrem Sohne und jeder Nachricht von ihm gänzlich abgeschnitten.

Doch der Schauplatz des Krieges veränderte sich plötzlich. Als Rosalie zu Anfange des Winters in ihr Eigenthum zurückkehrte, fand sie alles unversehrt; denn die Verderber waren nicht herangedrungen und hatten ihre verwüstende Spur weiterhin gezogen.

Mit dem Frühlinge sollte Rosalien eine große Freude kommen. Das Regiment, bei welchem ihr Sohn stand, ging nicht weit von Wahlsen vorüber. Reinhold bat um einen kurzen Urlaub und erhielt ihn. Rosalie drückte mit Entzücken den geliebten Sohn an ihre Brust, und lobte laut Gott, den Erhalter, der ihn ihren theuersten Hoffnungen aufgespart hatte.

„Mutter!“ sagte Reinhold gerührt, „laß uns aber auch dankbar der trefflichen Menschen denken, welche der Ewige zu Werkzeugen meiner Rettung machte. —“ Und nun erzählte Reinhold seiner Mutter von Benno und den Seinigen, sein volles Herz erhob, was sie an ihm gethan, und strömte begeistert über. Er erwähnte auch der auffallenden Aehnlichkeit, durch welche seine gütige Wirthinn ihn an die entfernte Mutter erinnert habe.

Rosaliens Interesse an dieser Erzählung ihres Sohnes wurde wärmer. „Du glaubst nicht, meine Mutter, fuhr Reinhold, dadurch aufgemuntert fort, „wie täuschend diese Aehnlichkeit war! Bis auf das Haar, welches die liebe Frau recht schön blond hatte, und eine etwas schmächtigere Figur als die Deinige, liebe Mutter.“ Rosalie zitterte. „Und waren die Leute reich?“ fragte sie, fürchtend zu hören, Marie lebe in Armuth und Dürftigkeit.

„Reich?“ wiederholte Reinhold nachsinnend, das wohl eben nicht; aber mindestens doch sehr wohlhabend, und wenn ich mich einzelner Gegenstände erinnere, so dürfte ich auch sagen: reich. So, zum Beispiel, sah ich einstmals, als sich die Frau des Doctors zu mir herabbog, um mich besser zu verstehen, ein Bildniß aus ihrem Halstuche gleiten, welches mit sehr kostbaren Steinen gefaßt war. —“

Rosaliens Blick funkelte; dieser Bericht war ihr vom unschätzbarsten Werthe. Sie wußte nun genug, um sich der Hoffnung hinzugeben, daß Marie gefunden wäre. Doch schwieg sie gegen ihren Sohn.

Als Reinhold fort war, ging die Baroninn mit Ernst daran, Erkundigungen von Eschenthal einzuziehen. Der Erfolg entsprach ihrem Vermuthen. Eben wollte sie zu ihrer Schwester reisen; und sie in ihre vorigen Besitzthümer einholen, als Rosalie zu ihrer größten Betrübniß erfuhr, daß Marie vor wenigen Tagen ihrem vorangegangenen Gatten in die Wohnungen der ewigen Freude gefolgt sei und dieser Welt Herrlichkeit nicht mehr bedürfe. Zugleich hörte sie, daß eine Tochter Mariens den Verlust der zärtlichsten Eltern beweine, und jung, schön und schutzlos, ganz verlassen stehe. Mit sorgender Aengstlichkeit, daß ihr auch Clara, und mit

dieser, die Gelegenheit zu vergüten, entrissen werden könne, sendete die Baroninn sogleich ihren Wagen nach Eschenthal und schrieb an Clara, was wir zu Anfange dieses Buches gelesen haben. Mit ungeduldiger Sehnsucht harrete sie nun der unbekannten Nichte.

Wir sind am Ziele, lieber Leser! Die Geschichte dieses Buches ist zwischen Anfang und Ende desselben gefaßt, wie in einen Einband, von dem es nicht füglich zu trennen wäre.

Clara's zweiter Reisetag neigt sich zu Ende; der Kutscher versichert, Wahlsen sei bald da, und macht die junge Dame darauf aufmerksam, wie sie es von der Höhe des Berges, welchen sie eben hinauf fahren, in aller Schönheit erblicken könne. Jetzt ist die Anhöhe erreicht; der Kutscher hält die Pferde an, auf daß Clara sich umsähe, vor deren erstaunten Blicken sich dasselbe reizende Thal ausbreitet, welches der Geist ihrer Mutter ihr als den Wohnplatz ihres Glückes im Traume zeigte. Sie irret nicht, es ist die nämliche Gegend; eben so, wie in jenem Traumbilde, beherrscht das ansehnliche Schloß die friedlichen Hütten, welche sich in langen Reihen an den Bergen hinziehen. „Dort also soll ich mein Glück finden? —“ sprach Clara zu sich selbst. „O! Du Stimme der besten Mutter, welche lebend nur Wahrheit für mich hatte, und vom stillen Jenseits herüber mich noch mit Hoffnung tröstet, Du wirst Dein Kind nicht täuschen! Ich will Deiner Verheißung trauen und mit froher Zuversicht ein Verhältniß beginnen, in welches die Vorsicht mich ohne alle mein Zuthun führte.“

In solche und ähnliche Gedanken vertieft, kam Clara näher; ihr Herz schlug in banger Erwartung, ihre Brust war beklommen, sie zitterte. — Als der Wagen auf den Hof rollte, erblickte sie auf der steinernen Vortreppe des Schlosses eine schöne Frau von mittleren Jahren, das stolzere Bild ihrer sanfteren Mutter! — An der Seite der Baroninn stand ein stattlicher Mann, (es war Adler,) der in gleicher Spannung der näher Kommenden entgegensah, und die Gefühle der Dame neben ihm, auf den noch unbekannten Gegenstand gerichtet, lebhaft zu theilen schien.

Clara trat mit schwankendem Schritt herzu. Sie beugte Kniee und Haupt in holder Demuth vor ihrer Tante; doch war sie keines Wortes mächtig. Thränen rollten von den Wangen der Baroninn. Sie sprach: „Sei mir willkommen, meine Tochter, mein geliebtes Kind!" und schloß das Mädchen innig an ihre Brust.

Bei diesem Empfange athmete Clara freier. Sie hatte sich die Tante anders gedacht; aber ein weinendes Auge flößte der blöden Clara sanftes Vertrauen ein, und dieses Auge, das selten Thränen vergoß, blickte sie nur mit Liebe, mit Freude an.

Seit Jahren hatte man die Baroninn nicht so heiter gesehen, als seit der Ankunft der schönen, trauernden Nichte. Clara's Erzählungen von dem ununterbrochenen Glück ihrer Eltern, das der Tod nicht auf lange zu stören vermochte, nahmen endlich eine Sorge von ihr, welche sie mehr als zwanzig Jahr hindurch belastet, und deren Druck schwer auf ihrem Gemüth gelegen hatte. Je näher die Baroninn Clara kennen lernte, je mehr sich diese in aller Unschuld und Liebenswürdigkeit ihr enthüllte, desto lebendiger wurde in ihrer

Seele der Wunsch, daß Reinhold Clara lieben lernen und ihr Schicksal an das seinige knüpfen möchte. Sie fand in dieser Idee heilenden Balsam für die nie ganz geheilte Wunde ihres Bewußtseins, ein Sühnopfer für die beleidigten Manen ihres Vaters, Victors und Mariens. Sie würde einst ruhiger sterben — dachte sie, wenn diese Verbindung zu Stande käme. „Wenn Reinhold —“ meinte die Baroninn still für sich, „das bürgerliche, mittellose Mädchen zu seiner Gemahlinn erhöbe, und Clara einst gebietende Freifrau von Wahlsen wäre; dann, Marie — dann wäre Deinem Opfer vergolten, als Du dem Sitz Deiner Ahnen, Deinem edlen Namen, dem Reichthum und der Hand Victors entsagtest, um mich zu beglücken. Clara soll in Deine Rechte treten, sie soll genießen, was Du entbehrtest und Reinhold wird sich nicht weigern, ihr seine Hand und mir dadurch den lang entbehrten Frieden zu geben. —“

Solche Gedanken beschäftigten ohne Unterlaß die Baroninn. Sie schrieb an ihren Sohn und meldete ihm, daß sie in der Tochter einer frühverlorenen Schwester eine liebe Nichte wiedergefunden und zu sich genommen habe. Sie schilderte ihm Clara's körperliche und geistige Vorzüge und fügte hinzu, daß es ihr innigster Wunsch sei, Reinhold möchte sein Herz frei erhalten, um es einst an seine Cousine zu verlieren. Den Namen des Mädchens, und den Umstand, daß ihr Sohn es bereits in traurigen Tagen kennen und schätzen gelernt, verschwieg die Baroninn, um sich eine Ueberraschung vorzubehalten.

Die Antwort traf bald ein; doch war sie nicht die erwartete. Reinhold schrieb seiner Mutter, wie sehr es ihn betrübe, zum ersten Male in seinem Leben ihren Wünschen

entgegen zu sein. Er habe bereits gewählt, und es stehe nicht mehr in seiner Gewalt, seine Liebe zu verschenken. Doch wenn Schönheit und Sanftmuth, Verstand und Talente, Bescheidenheit und ein frommer, tugendhafter Sinn hinreichend wären, sie (die Mutter), mit dem Mangel an Vermögen, wie mit einer bürgerlichen Herkunft auszusöhnen, so hätte sie mit ihrem Vorschlage auch seiner Wahl das freundlichste Urtheil gesprochen.

Die Baroninn erschrak heftig über die kurzgefaßte Antwort ihres Sohnes. In der Verwirrung ihrer Wünsche, ihrer Plane, welche dieser Brief durchkreuzte, wähnte sie, das angedeutete Verhältniß Reinholds hätte sich eben erst entsponnen. „Es kann, es kann, nicht sein!“ rief sie, sich selbst tröstend zu, „wenn Reinhold erfahren wird, daß nicht die Herrschaft der Mutter über seine Hand verfügen, oder seine Freiheit in Fesseln schlagen will, sondern daß die Ruhe meiner Seele an diese Verbindung geknüpft ist, so wird er einwilligen und eine flüchtige Neigung aufgeben, die vielleicht nichts mehr als eine Uebereilung seiner jugendlichen Gefühle ist. —“ Sie schrieb wieder. Die Baroninn versicherte ihrem Sohne, daß dieser Fall kein gewöhnlicher, und daß sie keine von den Müttern sei, welche es als zu ihren Rechten gehörig betrachteten, über erwachsene Kinder in den wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens zu bestimmen und ihnen ihre Ansicht aufzudringen. Doch würde er im Gewährungsfalle, eine früher von ihr gemachte, große Schuld tilgen, eine schwere Verbindlichkeit lösen und sie am Abend ihres Lebens mit dem himmelsüßen Gefühl geleisteter Gerechtigkeit erfüllen. Den verdienten Lohn würde er dann gewiß in dem Engelssinn des Wesens finden, das ihre mütterliche Liebe ihm zur Gattinn erwählt.

Reinhold antwortete trauernd auf diesen Brief. Er zürnte über die Tücke des Schicksals, welches ihn diesmal so feindlich der geliebten Mutter gegenüber stelle. Dieselben Ursachen ihres Wunsches wären auch die Motive seiner Entschlüsse. Auch er hätte eine große Schuld zu entrichten, und wollte sich, außer der Glückseligkeit, welche er sich im Besitz der Geliebten verspräche, auch noch das schöne Bewußtsein der befriedigten Dankbarkeit sichern. Wie ehrerbietig, liebend und zart dieser Brief auch abgefaßt war, so ging doch ein festgewurzelter Wille deutlich daraus hervor, und die Baroninn kannte ihren Sohn genug, um die drängende Correspondenz für jetzt abzubrechen, und sich mit der Hoffnung zu begnügen, daß die Zeit sie vielleicht dennoch an das Ziel ihrer bis dahin fruchtlosen Bestrebungen führen werde.

Clara lebte indeß, ohne eine Ahnung dieser Verhandlungen um ihr verschenktes Herz, in stiller Zufriedenheit. Die Gunst ihrer Tante, wovon sie täglich Beweise erhielt, der lehrreiche Umgang Adlers, das wehmüthige Andenken an ihre theuren Verstorbenen, eine zartere Erinnerung noch an einen Lebenden, der ihr jedoch auch für immer verloren schien —, waren die Quellen, aus denen ihre unschuldigen Genüsse flossen. —

Sie bewohnte die Zimmer ihrer Mutter. In diesen Gemächern, wo seit Mariens Entfernung keine Veränderung vorgenommen worden war, glaubte sie sich der Unvergeßlichen näher, und fühlte sich wohl und heimisch in ihnen.

Die Baroninn sah ihre Nichte stets sanft und heiter, immer bereit, ihren Wünschen zuvor zu kommen und glücklich durch das Errathen derselben. Mit jedem Tage ward ihr Clara lieber und unentbehrlicher. So schwand ein Monat nach dem andern hin — ein Jahr war vorüber.

Jetzt erhielt die Welt den ersehnten theuer erkauften Frieden und Reinhold den gesuchten Abschied. Ein Brief an seine Mutter, der die Baroninn näher von der Ankunft ihres Sohnes unterrichten sollte, war verloren gegangen.

Eine Angelegenheit in Betreff ihrer Güter erheischte die persönliche Gegenwart der Baroninn in der Hauptstadt, und, wie ungern sie sich auch dazu entschloß, sie konnte der Reise dahin nicht entgehen. Clara blieb unter Adlers Schutz in Wahlsen zurück. Die Tage ihres Alleinseins waren ohne alle Störung verstrichen, noch ein einziger fehlte zur Rückkehr der Baroninn, als Clara am frühen Morgen dieses Tages von einem Getümmel, welches plötzlich auf dem Hofe entstand, an das Fenster gezogen wurde. Sie sah durch die herbeiströmende Menge des Hofgesindes einen Officier in Adlers Armen liegen — Brust an Brust eng gedrückt. „Wer mag es sein?“ dachte sie gerührt, und angesprochen von dem lebhaften Ausdruck der Freude des immer dichter werdenden Kreises. Jetzt machten sich die Umarmenden Platz, noch konnte Clara das Gesicht des Officiers nicht sehen, der an Adlers Hand sich durch die Leute dem Hause zudrängte; doch sie vermuthete nun, daß es der Sohn und nunmehr bald der Herr desselben wäre.

Schüchtern zog Clara sich in ihre Zimmer zurück, aber die Schritte der Männer näherten sich. Adler öffnete die Thür weit — und Reinhold stand dem erzitternden Mädchen gegenüber. Die breite Narbe auf seiner Stirne dunkelte röther in der frohen Gluth, die sein Gesicht überflog; Clara aber erblaßte in süßem Schrecken, im Drange ahnender Wonne.

„Clara! theure Clara! Sie hier? und als meine Verwandte? o! wenn dies wäre — —“ sagte der Jüngling in

leidenschaftlicher Bewegung, und drückte die kleinen, bebenden Hände, die ihn einst gepflegt.

Doch Clara lächelte nur; ein Strahl von Seligkeit glomm in ihren Augen und Reinhold blickte in den Himmel seiner Zukunft. Es kam endlich zu Erklärungen. Reinhold war entzückt durch die Entdeckung, daß er in seinem eigenen Glück auch die Zufriedenheit der geliebten Mutter gründen könne.

Man rief Adler ab — die Liebenden blieben allein. Im Rausche seiner Freude, berechtiget durch die Gunst des Schicksals, hielt Reinhold mit dem Geständniß seiner Gefühle nicht zurück, und Clara lag in holder Verwirrung an seinem Busen; ihr war, als hätte sie Vater, Mutter, Heimath und alles Theure, was sie je besessen, nun wieder gefunden an dieser treuen Stätte!

„Also heute, heute kommt meine Mutter zurück?“ fragte Reinhold seinen väterlichen Freund, der ihn dieser Erwartung versichert hatte, und weihete Adler in das Geheimniß seines Glückes und einer kleinen Ueberraschung ein.

Als es zu dämmern begann, schwang Reinhold sich auf sein Pferd, der noch ausbleibenden Mutter entgegen zu eilen.

Kaum hundert Schritte vom Schlosse entfernt, erblickte er den Wagen der Baroninn, und gab seinem muthigen Braunen die Sporen.

Die Baroninn trauete ihren Augen nicht; aber er war es wirklich, der theure, der einzige Sohn! Und in aufwallender mütterlicher Freude breitete sie die Arme nach ihm aus. „Reinhold! mein Reinhold! seh' ich recht?“ rief sie jauchzend.

Reinhold überließ das Pferd seinem Reitknecht und setzte sich zu seiner Mutter in den Wagen. Hier küßte er ihre

Hände und ruhete an der Brust, die so mancher Seufzer um ihn gehoben. Dann schloß er die Hände, welche sein Geschick leiten wollten, da doch ein höherer Wille die Fäden der Verhängnisse webt — zwischen die seinigen und sprach: „O meine Mutter! möchte ihre Freude mich zu sehen, doch recht groß, recht sehr groß sein! Vielleicht wären Sie dann geneigt, mir einen Schritt zu vergeben — — —"

„Welchen, mein Sohn? welchen Schritt?" fragte ängstlich die Baroninn.

„O Mutter!" fuhr Reinhold fort, den es schon gereuete, sie auf Minuten zu quälen; denn er hörte an ihrer gepreßten Stimme, welch ein Stein des Anstoßes ihr der errathene Sinn seiner Andeutung wäre, „sein Sie meine segnende Gottheit! und mir nicht böse, wenn ich Ihnen sage, daß ich gekommen bin, Ihnen meine liebe Braut vorzustellen! —"

Die Baroninn war einer Ohnmacht nahe. „O! mein Sohn! mein Sohn! warum hast Du mir das gethan!" rief sie mit schneidenden Tönen, „hättest Du doch Clara erst gesehen. —"

Jetzt hielt der Wagen am Schlosse. Eine erwartungsvolle Stille herrschte im Raum des Hofes. Adler hob die Baroninn aus dem Wagen, welche diesmal kein freundlich begrüßendes Wort für ihn hatte und ihn nur schmerzlich anblickte. Er führte sie schweigend die Treppe hinan, Reinhold ging neben ihr — die Baroninn seufzte tief und schwer.

Adler öffnete die Thüre des erleuchteten Saales, die Baroninn trat ein. An einem Pfeiler lehnte eine zarte, verschleierte Gestalt, sichtbar bebend, und der Spiegel warf seitwärts die schlanke Form zurück und täuschte ein Doppelbild hervor, wie es noch in der Einbildung der Dame des Hauses bestand. Noch blieb die Baroninn ohne Bewegung,

ohne handelnde Schritte; Reinhold trat an die Seite der Erwählten, Adler lüftete ihren Schleier — und nie ward eine Wahrheit reizender enthüllt.

Rosalie erkannte nicht allein ihre Clara, sondern auch die weise Güte Gottes, der stets überschwänglich mehr wohl thut und segnet, als wir bitten oder verstehen.

Clara ward Reinholds sehr glückliche Gattinn. Die Baroninn lebte bei ihren Kindern späte Tage einer ungetrübten Ruhe. Das Schloß in Wahlsen blieb nun guten Geistern offen; jener finstere Dämon, der es einst verstört, war entflohen, und Liebe und Eintracht, Friede und Freude walten schützend über einem neu aufblühenden Geschlecht.

ohne handelnde Schritte; Reinhold trat an die Seite der Erwählten, Adler lüftete ihren Schleier — und nie ward eine Wahrheit reizender enthüllt.

Rosalie erkannte nicht allein ihre Clara, sondern auch die weise Güte Gottes, der stets überschwänglich mehr wohl thut und segnet, als wir bitten oder verstehen.

Clara ward Reinholds sehr glückliche Gattinn. Die Baroninn lebte bei ihren Kindern späte Tage einer ungetrübten Ruhe. Das Schloß in Wahlsen blieb nun guten Geistern offen; jener finstere Dämon, der es einst verstört, war entflohen, und Liebe und Eintracht, Friede und Freude walten schützend über einem neu aufblühenden Geschlecht.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 21

Hannover 1842

P.o.germ. 571 s-20/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014558-3